

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Nur ein paar Worte . . . . .	367
Morbias. Von <i>Willy Hellpach</i> . . . . .	375
Ritter und Wucherer. Von <i>Karl Dentfch</i> . . . . .	381
Unsterblichkeitsgedanken. Von <i>Hermann Grafen Reysersling</i> . . . . .	386
Der Erdlicht. Von <i>Karl Scheller</i> . . . . .	390
Selbstkanzeln. Von <i>Anna von Arns und Fried</i> . . . . .	397
Halbjahresabschluss. Von <i>Laden</i> . . . . .	400
Militaria . . . . .	403

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.





Berlin, den 15. Juni 1907.

## Nur ein paar Worte.

**I**ch habe bisher geschwiegen. Nicht nur, weil Träger hoher Staatswürden, civiler und militärischer, mich, mit stark beschwörendem Appell an den Patrioten, darum gebeten hatten. Auch, weil inneres Bedürfnis mich nicht zum Reden zwang. Täglich wurden mir, in wechselnden Meldungen, Anklagen, gerichtliche Verfolgungen aller Art angedroht. Diese Kriminalaktionen durfte ich nicht stören. Sollte ich, weil einzelne Redakteure die Güte gehabt hatten, mir eine Staatsverräterthat zuzuschreiben, vor Alldeutschland mir ein Kränzlein aufsetzen? Nein. Den Kollegen bin ich für die gute Meinung dankbar. Die Berufsgenossen haben mich durch Lob nicht verwöhnt und es wäre alberne Koketterie, wollte ich thun, als freue die Anerkennung mich nicht. Ueber uns ist der Himmel so dunkel, das Unwetter unseren Häuptern so nah, daß zu kleinem Personalhader jetzt nicht Zeit bleibt. (Deshalb habe ich die anglo-deutschen Journalistenfeste, einen köstlichen Satirenstoff, nicht behandelt.) In dem Kampf, den ich führen zu müssen glaube, ist jeder aufrechte Helfer mir willkommen. Doch diesmal haben die Herren meine Leistung wohl überschätzt. Vielleicht ist eine dem Reich, Haupt und Gliedern, drohende Gefahr seit dem dritten Mittag ein Bißchen verringert; vielleicht. Wenn ich dazu auch nur ein Winziges mitgewirkt habe, kann ich künftig die Mängel allzu hastigen Mühens, allzu leidenschaftlicher Wesensart leichter tragen. Dem dunkelnden Höhenbewußtsein des Staatsverrätters bin ich aber recht fern. Ist im Bonnemont Nüchliches geschehen: nur die Anregung, nicht die Entscheidung konnte von einem Privatmann kommen. Der durfte sich nicht in den Vordergrund

drängen. Den Quark noch breittreten? Skandal verhüten wollte ich; nicht Skandal machen. Drum schwieg ich. Trotzdem mein Schweigen verdächtigt, trotzdem die Thatsache einer Herausforderung in die Presse gebracht, in mir ungünstigem Licht gezeigt wurde und hier und da ein Ordaliengläubiger mich, in solcher Beleuchtung, tadelnswerth fand. Daß persönliche mußte einem höheren Interesse weichen. Hundert Redakteure haben mich, aus zwei Erdtheilen, um Nachrichten ersucht: und die Antwort erhalten, daß ich einstweilen nichts zu berichten habe. Anflug, sagte Mancher; denn von der anderen Seite strömten die Notizen ins Holzpapierreich. Klügelnder Menschenwitz spricht in solchem Handel aber nicht das letzte Wort. So lange es irgend möglich war, wollte ich schweigen. Nun befiehlt Nothwendigkeit, ein paar Worte zu sagen. Der erste Lärm ist verhallt und der Verdacht, ich wolle mit der Weltensensation ein Geschäft machen, nicht mehr zu fürchten. Längeres Schweigen würde schaden: der Sache, einzelnen Menschen und dem Ansehen des Reiches. Krankheit konnte mich jetzt nicht hemmen. . . Zunächst sollen die Steine aus dem Weg.

In vielen Zeitungen stand, ich sei das Werkzeug der Rachsucht; das Werkzeug der Dame, die einst die Ehefrau des Grafen Kuno Moltke war, und des Wirklichen Geheimen Rathes Freih von Holstein, der den Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld grimmig hasse. Die Beiden, hieß es, haben, einzeln oder als Verbündete, Horden zu der Fehde angestiftet. Die Behauptung ist erweislich unwahr. Die Dame, die den Namen des Grafen Moltke trug und der ich in ihrem traurigen Ehescheidungsprozeß gern die von einem Laienverstand zu leistende Hilfe gewährt habe, ließ mich nie eine Regung der Rachsucht spüren. Seit ungefähr drei Jahren habe ich sie nicht gesehen; fast eben so lange haben wir keine Briefe gewechselt. Von meinen Absichten konnte sie nichts wissen; von meinen Fehden nur aus diesen Blättern erfahren. Den Fürsten zu Eulenburg und die ihm Verbündeten habe ich schon bekämpft, als Herr von Holstein noch in guten Beziehungen zu ihm stand. Im vorigen Hochsommer, nach seiner Entlassung, nach der Veröffentlichung seines an und gegen mich gerichteten Briefes, lernte ich den Wirklichen Geheimen Rath kennen; und fand ihn anders, als er mir geschildert worden war. Fand einen ungemein sensitiven, höchst gebildeten und klugen Mann, der unter dem tragischen Lebensschicksal gelitten hat, daß er nie ganz allein entscheiden konnte, stets erst einen Anderen (oft weniger Intelligenten und Erfahrenen) überreden mußte. Einen eifernden Patrioten, der, darin seinem großen Lehrer ähnlich, nur eine Leidenschaft kennt, die politische; und der auch einem ungnädigen König von Preußen, einem ihm selbst ungerechten sogar, bis in die Vendée folgen würde. War mein Urtheil über

ihn völlig falsch? Wir haben unter das Vergangene einen Strich gemacht. Herr von Holstein hat mich nicht mit einem kümmerlichen Injurienprozeß behelligt, sondern ist mir mit der Waffe, die wir Beide in der selben Schule führen gelernt haben, entgegengetreten und hat, da die Abwehr ihm würdig schien, gesagt: „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen im Haus des großen Kanzlers gezeigt worden ist.“ Das nenne ich robel. Bin aber nicht zum Werkzeug dieser Excellenz geworden; fühle mich zum Werkzeug überhaupt untauglich. Unsere Urtheile weichen manchmal weit von einander ab. Herr von Holstein schätzte, zum Beispiel, den Fürsten Bülow höher, als ichs vermag. Den Siebenzigjährigen, der sich im Dunkel für Preußen und fürs Reich abgearbeitet und in der nachbismärckischen Zeit immer hin manchen Fehler gehindert hat, sollte man endlich in Ruhe lassen. Feiern zu müssen, ist für einen rüstigen Geist schlimm genug. Ich habe Herrn von Holstein, als er mir gefährlich schien, schroffer als irgendein Anderer angegriffen und einer der ersten Sätze, die ich aus seinem Mund hörte, war dieser: „Sie haben mich aus dem Amt gebracht! Daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja aber kein vernünftiger Mensch nachtragen.“ Heute ist dieser leuchtende Kopf machtlos; kann, wie Bismarck, auch er nach der Morgentoilette klagen: Mein Tagwerk ist gethan! Er hat mir nie zugemuthet, seinen Groll zu heirathen, im Geringssten nie die Schweigepflicht des Beamten verletzt. Laßt ihn aus dem Getuschel! Er ist für meine Urtheile, mein Wollen eben so wenig verantwortlich wie andere Herren seines Ranges, mit denen ich, wenn sie es wünschen, das politische Geschäft bespreche. Weder Hinterfrauen also noch Hintermänner. Ich stehe für mich allein. Trage allein die Verantwortung für mein Thun und Reden. Nur dafür freilich; nicht für das Gespinnst fremden Rockens.

Das gerade aber wird mir jetzt angeschlossen. Die Sache will, daß ich mich dagegen wehre. Die Sache, die, nach der Erledigung häßlicher Personalien, nun zu betrachten sein wird. Was ist unterm Weidemonde geschehen?

Am zweiten Mai hat der Kronprinz, nachdem er vergebens die Intervention eines Generals angerufen hatte, dem Kaiser ein paar Hefte der „Zukunft“ vorgelegt. (Die Angabe, schon vorher sei gegen den Fürsten Eulenburg und dessen Freunde eine Untersuchung eingeleitet gewesen, ist unrichtig.) Das war tapfer. Der Vater konnte barsch den Sohn in die Schranken des Dienstbezirktes weisen. Er thats nicht, ließ sich von drei hohen Beamten Vortragen; ungewöhnlich lange, ward am Hof geraunt. Bald danach erfuhr man, die drei zur Hofgesellschaft gehörigen Herren, die ich genannt hatte, seien in

Ungnade gefallen. Wieder ein paar Tage danach, Graf Kuno Moltke habe die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten von Berlin erbeten und erhalten, Graf Wilhelm Hohenau sei verabschiedet und ins Ausland gereist, Fürst Eulenburg werde aus dem Reichsdienst scheiden. Ob der Entschluß, der diese Demissionen erzwang, allzu jäh, ob er nothwendig, durch welche Erwägungen er bewirkt war, kann ich nicht ermessen. Gegen Ende der ersten Maiwoche kam ein Echo der Vorgänge zu mir; sagte aber noch nicht, daß von mir Geschriebenes dabei irgendwie wichtig gewesen sei. Am sechsundzwanzigsten Mai stand in der Zeitung, Graf Kuno Moltke habe mich zum Zweikampf herausgefordert und werde, da ihm diese Satisfaktion geweigert worden sei, nun einen Strafantrag gegen mich stellen. Ich hatte das inzwischen Geschehene nur zwei zuverlässigen Vertrauensmännern erzählt, konnte auch den Namen des vom Grafen Moltke gewählten Anwaltes nicht kennen; die Fassung der Notiz zeigte Jedem, daß sie nicht von mir stammen könne. Sie aber gab erst das Signal zu dem Lärm, der dann zwei Wochen durchheulte. Ich wurde mit Fragen bestürmt: und erklärte höflich, die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Zu einer „Blucht in die Deffentlichkeit“ hatte ich keinen Anlaß. Der Kaiser war informirt; auf seine Entschlüsse mir eine Einwirkung anzumachen, wäre mir lächerlich erschienen. Und jämmerlich, mit privaten Behelligungen ins Licht zu rennen. Jedes Geräuſch, jede Aufbausung mußte schaden; den Betroffenen und dem Reich, dem sie auch ohne Amt doch wohl dienen wollen. So dachten auch die Regierenden. Die im Verkehr mit der Presse sonst so Pfiſſigen behielten diesmal aber das Instrument nicht in der Hand. (Wollten sie nicht? Verdarben Eingriffe der *minorum gentium* ihnen das Spiel?) Ein Höllenlärm entstand. In unserem Reichshaus und rasch dann natürlich auch draußen. In Nacht und Grauen hat eine tückische Kamarilla geherrscht. Eine Bande schmutziger Verbrecher. Leute, die strafbare Handlungen auf dem Kerbholz haben und längst im Gefängniß sitzen müßten. In der letzten Woche habe ichs mehr als einmal gelesen; und das derbe Wort dünkte Manchen noch nicht derb genug. Dazu darf ich nicht schweigen. An diesem weit übers Ziel hinaus schallenden Getöse nicht mitschuldig scheinen. Nichts davon habe ich gesagt; nichts je auch nur angedeutet. Hätte es nie gethan. Den Mund gehalten oder, wenns unerträglich wurde, in der Stille die Staatsgewalt angerufen. Unsere Lage ist schwierig genug. Sollen die Nachbarn glauben, Deutschland werde von ehrlosen Kerlen regirt?

Ich habe nicht geschrien; aber deutlich gesprochen. Am siebenzehnten November erzählte ich hier: wie Philipp Eulenburg sich gegen die Wilhelmstraßenfront gestraubt und später seinen Freund Bülow ins Staatssekretariat

des Auswärtigen (aus dem noch kein Kanzler gekommen war) bugfirt hat. Dann folgten die Sätze: „Seine Berichte (aus Wien) nahmen nach und nach Formen an, über die selbst der kaiserliche Freund den Kopf schüttelte. Wohin sollte die Reise gehen? Nur erfinderische Balkandiplomaten hatten bisher zu so neuen Ufern ihr neues Köhnnchen gesteuert. Als politischer Mitarbeiter also auch vor dem Auge des Monarchen unbrauchbar; ab nach Liebenberg in den Ruhestand. Jahre lang war kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt worden; hatte er staunend schon das Schwärmerauge gen Himmel gehoben, wenn ein Gesandter vorgeschlagen wurde, nach dem er nicht gefragt worden war. Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn. Dann schien sein Stern zu erbleichen. Sein Günstling Bülow saß fest auf dem Platz an der Sonne; war Graf, Kanzler, Fürst geworden. Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, ans Nordkap mitgenommen, besucht; und der revenant konnte dem Kanzler gefährlich werden. Er hat für alle seine Freunde gesorgt. Ein Molke ist Generalstabchef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschy Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Warnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fädchen spinnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen; wird er, mit einem zu dramatischer Entladung hinneigenden Temperament, von einem ungejunden Spätromantiker und Geistesfeher berathen, dann wäre, selbst bei genialer Begabung, nur eine Politik à la Victor Hugo denkbar; bei onsehnlichen Talenten eine à la Bouchardy, Sue oder D'Ennery. Solche Entwicklung wäre ein unabsehbares Unglück für das Reich und für die Monarchie und muß deshalb mit allen erreichbaren Mitteln verhindert werden. Heute weise ich offen auf Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürsten zu Sulenburg und Hertefeld, Grafen von Sandels, als auf den Mann, der mit unermüdelichem Eifer Wilhelm dem Zweiten zugerannt hat und heute noch zuraunt, er sei berufen, allein zu regiren, und dürfe, als unvergleichlich Begnadeter, nur von dem Wolfensitz, von dessen Höhe herab ihm die Krone verliehen ward Licht

und Beistand erhoffen, erstehen; nur ihm sich verantwortlich fühlen. Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren.“ Das war doch deutlich genug. Der Generalstabchef gilt überall als ein bescheidener, gewissenhafter Gentleman und guter Soldat. Graf Moltke ist mir als ein lebenswürdiger Opernschwärmer geschildert worden. Herrn von Barmbüler halten Viele für einen klugen Salondiplomaten. Und von dem Charakter des Herrn von Tschirschky weiß ich nichts; als Politiker scheint er mir unzulänglich. Auch auf normwidrige Gefühleregungen einzelner zum Liebenberger Kreis gehöriger Personen habe ich hingedeutet; so behutsam, wie der Anstand befahl. Auf strafbare Handlungen? Niemals. Auf ein süßliches, unmännliches, kränkliches Wesen, das am Hof seit langen Jahren bespöttelt wurde. Diese Herren (den Generalstabchef, den Sachsen und den Schwaben rechne ich jetzt nicht dazu) sind durchhehrliche Freundschaft verbunden, wie man sie unter normalen Männern kaum findet. Spiritisten, Geisterseher, die auch mit der Majestät einen mystischen Kult treiben. Ein Einzelner dieses Schlages wäre zu ertragen. Eine Gruppe taugt nicht in unsere harte Zeit. Und vor Zeugen hat Einer aus diesem Schwarmföhnlein gesagt: „Wir haben um die Allerhöchste Person einen Ring gebildet, den Keiner durchbrechen kann.“ Wer diese Thatfachen kannte, hatte die Pflicht, zu reden. Auf die Gefahr, von neunundneunzig unter hundert Menschen nicht verstanden zu werden. So ist mirs gegangen. Alle, die nicht vorher selbst schon zu meiner Auffassung gekommen waren, merkten die Andeutung gar nicht. Sollten auch nicht. Die Wirkung war zu erreichen, wenn mich das Grüppchen verstand. So weit wars im Dezember 1906. Da wußten sie schon genau, was ich meine.

Strafbare Handlungen? Mit einer schmutzigen Kriminalgeschichte würde ich mich nicht abgeben. Die wäre auch politisch nicht wichtig. Nach den Aemtern des Staatsanwaltes und des Sittenpolizeikommissars langt mein Sehnen nicht. Mr. Stead, dem die deutschen Zeitungschreiber wie einem Patriarchen huldigen, dankt seinen Ruhm solcher Unfittenschnüffelei. Ich verzichte darauf. Wenn aber an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ist's ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geisterringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Um den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches handelt sich bei Alledem nicht. Der ist, nach der Judikatur des Reichsgerichtes, übrigens nur in sehr engem Rahmen anwendbar. In Berlin allein stehen auf der polizeilichen Liste homosexueller Tausende, die nie etwas erweislich Strafbares gethan haben; und gegen die strafbarer Handlungen Verdächtigen gelingt nur selten der gericht-

liche Beweis. Zwischen dieser Schicht und den nicht mehrganz Normalen, in deren Männerfreundschaft das sinnliche Lustgefühl kaum noch wahrnehmbar ist, giebt es sehr viele, sehr feine Abstufungen. Perversion und Perverfität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung sind sehr verschiedene Dinge. „Perversion des Geschlechtstriebes ist nicht zu verwechseln mit Perverfität des geschlechtlichen Handelns, das auch durch nicht psychopathologische Bedingungen hervorgerufen sein kann. Perversion ist Krankheit, Perverfität Laster.“ (Krafft-Ebing; aus dessen *Psychopathia Sexualis*, aus den Büchern der Doctoren Moll und Hirschfeld ist über diesen wesentlichen Unterschied mehr zu erfahren.) Auch das Sexualempfinden der Prinzen, Grafen, Barone, die in den letzten Jahren aus der Armee und der Hofgesellschaft verschwanden, war sicher sehr nuancirt. Wenn sie das Strafgesetz verletzt hätten, wären sie nicht mit dem Abschiedsbrief davongekommen. Wir müssen uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Geschlechtsempfindung mannichfache Varietäten zuläßt. Wer nicht zu den ganz Normalen gezählt wird, ist dadurch noch nicht in seinem Werth herabgesetzt. Frigens Bruder Heinrich war homosexuell (auch die Schwester wahrscheinlich). Und Frig selbst? Sein Verhältniß zu dem Kammerdiener Fredersdorf, den er später zum Geheimtresorier machte und dessen Tod er wie den Verlust einer Hauptschlacht betrauert haben soll, ist seltsam; noch seltsamer das Gedicht, in dem er einem jungen, von ihm Césarion getauften Grafen zurief: *Dans ce nouveau palais de noble architecture nous jouirons tous deux de la liberté pure dans l'ivresse de l'amitié; l'ambition, l'inimitié seront les seuls péchés taxés contre nature.* War er geschlechtlich normal? Ignoramus. Eine Anomalie würde seine Größe nicht kürzen. Die konträre Sexualempfindung des Geschichtschreibers Johannes von Müller und des Dichters Walt Whitman gilt als erwiesen; den armen Oskar Wilde hat sie ins Zuchthaus geführt. Stehen die Drei darum kleiner vor unserm Blick? Menschen menschlich sehen: lehrte ihn Goethe. Unreife und Abhängige müssen vor sexueller Ausbeutung jeder Art geschützt werden. Ob es aber noch einen Sinn hat, einen Lrieb als „widernatürlich“ zu ächten, der, wie Alltags Erfahrung beweist, nicht einmal wider die Natur keuscher Germanen ist? Die Antwort kann in ruhigeren Tagen gesucht werden. Heute wollte ich nur feststellen, daß keinem Prinzen oder Hofherrn hier strafbares Handeln vorgeworfen worden ist. Auch in ihrer Lebenssphäre gewiß nicht; ein Vergehen wäre mit ehrenvollem Abschied ja nicht gesühnt.

Wahr will ich heute nicht sagen. Wollte nur nicht daran mitschuldig sein, daß Deutschlands Ansehen noch ärger geschmälert und Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute der Kinä-

denmakel angeheftet wird. Ich habe sie bekämpft und gehöhnt, doch weder strafbaren Handelns bezichtigt noch auch nur beleidigt. Das ist auch in vielen Zeitungen anerkannt worden. Und die Staatsanwaltschaft hat den gegen mich gestellten Strafantrag abgelehnt; wahrscheinlich, weil sie einsah, daß nur auf künstlich zu konstruierenden Nothbrücken das Ziel, die Verurtheilung, vielleicht zu erreichen sein könnte. Der Kaiser soll bitter darüber geklagt haben, daß er von den Berufenen nicht früher informirt worden sei. Und den Privatmann, der die Widrigkeit solchen Wagnisses nicht gescheut hat, sollte der Procurator des Königs von Preußen packen? Ich habe nur meine Pflicht gethan; immerhin aber bewirkt, daß nach dem ersten Wuthgeheul über die „Kamarilla“ dem Kaiser ein Loblied angestimmt wurde. Minder behutsam: und es kam anders. Fürst Philipp zu Gahlenburg läßt seinen neuruppiner Anwalt an die Zeitungen schreiben, der durchlauchtige Klient habe gegen sich ein Ermittlungsverfahren beantragt, um festzustellen, daß er nicht widernatürliche Unzucht getrieben habe. Dieses Verfahren wird schnell eingestellt werden. Wer hat denn behauptet, aus dem Handeln und Wandeln des Fürsten ergebe sich der Thatbestand des Paragraphen 175? Was ich bekämpft habe, ist: die Einwirkung normwidriger (wenn auch ideeller) Männerfreundschaft. So habe ichs seit Jahren genannt. Und in dem Buch, das Herr Swan Bloch 1907 über das „Sexualleben unserer Zeit“ veröffentlicht hat, fand ich jüngst den Satz: „Solche asexuelle, edle Liebe zwischen Männern leuchtet aus den Briefen des Grafen Arthur Gobineau an seinen Freund Philipp zu Gahlenburg und Hertefeld hervor.“ Asexuell oder sexuell (auch Gobineaus Geschlechtsempfinden ist verschieden beurtheilt worden), edle Männerliebe oder ideelle Männerfreundschaft: normal ist's nicht. Auch nicht's, was den Menschenwerth unter allen Umständen mindert. Laßt Jeden seines Begehren gehen; er mag sich wahren. Ich habe weder Beruf noch Neigung, die Triebe und Lüste Anderer zu bekritteln. Hier hat sich um Politik gehandelt. Um Kaiser und Reich. Deshalb habe ich nie gefragt, wie die Herren Phil., Lütü, Willy Begierden stillen, die in ihrem Alter doch nicht mehr gar so wild sein können, und sie nie für straffällig, sondern nur als die dem Thron nächste Gruppe für schädlich gehalten (und mit mir dachten am Hof, in Ministerien, im Heer Hunderte so). Das wußten die Drei und ihr französischer Freund auch; wenigstens seit sechs Monaten ganz genau. Und fühlten sich, mit Recht, nicht in ihrer Ehre gekränkt. Wollen sie so spät jetzt Staatsanwalt und Amtsgericht bemühen: „Bin unverzagt, ich hab's gewagt und will des Ends erwarten.“



## Moebius.

**N**is ich vor drei Jahren ein Buch über die Psychologie der Hysterie abschloß und einem hervorragenden medizinischen Forscher die Zueignung antrug, hat er mich, mit überzeugender Motivirung, von meinem Wunsch abzustehen, und fügte hinzu: „Es giebt in Deutschland einen Forscher, zu dessen Betrachtungsweise die Ihrige die allernächsten Beziehungen hat. Ich meine Moebius. Ihm gehört Ihr Buch; und ihm gehört im Grunde auch Ihre Seele.“ Ob der leipziger Neuroarzt selbst daran geglaubt hat? Er hat mir regelmäßig seine Arbeiten geschickt, meine eben so regelmäßig mit sachlicher Kritik und doch mit freundlicher Sympathie gewürdigt (vor einer recht sanften Polemik schrieb er mir, es sei nicht böß gemeint), aber in dem einzigen längeren Brief, den ich neben vielen Karten von ihm besitze, sagte er: Wir gehen auf verschiedenen Wegen. Nun ist er längst tot und ich komme nicht mehr in die Lage, ihn zu fragen, ob er eine Widmung als Bekenntniß zu ihm oder nur als Ausdruck der Werthschätzung betrachtete, ob er sie ablehnen oder entgegennehmen mag. Damals konnte ich dem Rath des Anderen nicht folgen, weil Moebius mir als Kritiker meines Buches eine zu wichtige Potenz bedeutete. Ein seltsames Gefühl bleibt jedenfalls, daß ich mit diesem Mann niemals gesprochen, ihn niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Nicht lange vor seinem Tode war ich ein paar Stunden in Leipzig und hatte den festen Willen, ihn diesmal zu besuchen. Ich ahnte nichts von seiner schweren Erkrankung. Wahrscheinlich hätte ich ihn gar nicht sprechen dürfen. Doch die Umstände warfen meine Zeitberechnung über den Haufen; sie trieben mich aus der grauen Pleiße-stadt, ohne daß ich meinen Voratz ausführen konnte.

So habe ich einen Mann, dem ich mit Gefühl und Verstand anhänglich war, nur aus der Ferne gesehen. Vielleicht (ich ahne es, wenn ich jetzt die Nekrologe Derer lese, die ihm räumlich Nachbarn waren), vielleicht hätte die körperliche Begegnung meiner Kenntniß seines Wesens nicht Erhebliches hinzuzufügen vermocht.

Zuerst packte er mich mit der Gewalt seiner Sprache (oder, genauer und mit dem alten Witscher zu reden: seiner Schreibe). Moebius hat den Wustmann nicht nur theoretisch genommen, wie die Leute, die sich heute einbilden, sie schreiben ein vortreffliches Deutsch, wenn sie kein „welcher“ und kein „derselbe“ anwenden. Seit Menschengedenken hat es keinen Gelehrten gegeben, der besser, keinen fast, der so gut Deutsch schrieb wie Moebius. Glänzender, geistreicher zwar Mancher; so gut dennoch wohl Keiner. Jeder Satz verräth die Persönlichkeit. So fängt sein Buch über Niepfsches Krankheit an: „Friedrich Niepfsche,

ein genialer Mensch, hat auffallende, vielfach anstößige Lehren vorgetragen und ist schließlich geisteskrank geworden. Die harte Thatsache giebt zu denken.“ Von dem Manne, der ein Problem so kurz und klar vor den Leser hinstellen weiß, glaubt Jeder gern, daß er wirklich Etwas zu sagen haben wird. Und er hatte immer Etwas zu sagen („Wenn Herr Moebius aussieht, so giebt's immer was Interessantes“, meinte ein Gegner von ihm) und sagte es kurz, einfach, klar. Wenn die Wissenschaft die Ergebnisse seiner Arbeiten längst überholt haben wird, werden sie unwandelbare Denkmale seiner Sprachkunst sein.

Was klar gesagt ist, war klar gedacht, behauptet eine oft angezogene Sentenz. Sie ist im Recht; nur muß man das „klar gedacht“ nicht mit einem „richtig gedacht“ verwechseln. Dem leipziger Doktor ging die Klarheit über Alles, schließlich auch über die Richtigkeit. Er hing so zärtlich an der Reinheit des Sprechens, daß er die „gräulichen Fremdwörter“ auch aus der Wissenschaft streichen wollte, um mit den Bezeichnungen des guten Alltagsdeutsch auszukommen. Er sah wohl nicht, daß diese Streichung nur bei jungen Wissenschaften möglich ist, deren Begriffsbildung über die in der Sprache niedergelegten Begriffe noch wenig hinausreicht, daß aber jede Wissenschaft mit ihrem Fortschreiten in die Lage geräth, neue Wörter, konventionelle Bezeichnungen, eine „Terminologie“ oder „Nomenklatur“ zu erfinden, und daß dann das bequeme, weil eben der künstlichen Ausprägung einer gewollten Bedeutung am Wenigsten sich widersetzen den Fremdwort sich einzustellen pflegt. Diese Abneigung hat seine Stellung zu den beiden Erkenntnisgebieten, die seine Lieblinge waren, der Seelenkunde und der Philosophie, merkbar mitbeeinflusst. Er mochte sie nur, so lange ihre Begriffe ihm in seinem wundervollen Deutsch ausdrückbar blieben, und darum mochte er sie in ihrer heutigen Gestalt überhaupt nicht recht. Er liebte die Philosophie als Weltichtung und die Psychologie als einfache Seelenkunde, die mit der Feststellung dieses und jenes „Sinns“ oder „Vermögens“ befriedigt war. Aber die „wissenschaftliche“ Philosophie und noch mehr die „wissenschaftliche“ Psychologie hielt er für Kummenschanz. Er mochte nur so weit mitdenken, wie sich in dem historisch gewordenen Deutsch denken ließ. Das hat ihn dazu verführt, dieses Deutsch auch dort zu verwenden, wo es unzureichend war und Mißverständnisse schaffen mußte. Das so oft befehdelte (und unglücklichste) seiner Schlagwörter, das vom „physiologischen Schwachsinne des Weibes“, ist ein Beispiel dafür; denn erst durch eine lange Auseinandersetzung mußte dargethan werden, daß der Begriff des Schwachsinns für diesen Fall in einer vom üblichen Gebrauch abweichenden Weise verwendet ward. So hält noch mancher seiner lapidaren Sätze, die dem Gedächtniß, hat man sie einmal gelesen, sich unverlöschlich einprägen, eigentlich wissenschaftlichem Bedürfniß nicht Stand. Denen, die um jeden Preis einfach und klar sein wollen, geht es oft so; weil eben die Fragen, um die es sich handelt,

nicht alle einfach und klar sind, die Antworten es also auch nicht sein können. Diese einfachen Geister treffen oft den Nagel auf den Kopf, aber sie hauern eben so oft ganz daneben. Die Stellung, die Roebius zu den nervenärztlichen Behandlungsmitteln (der „neurologischen Therapie“) einnahm, zeigt dieses Schicksal in heller Beleuchtung. Er half mit wuchtigen Streichen den elektrotherapeutischen Aberglauben zerbrechen, der eine Weile unter den Ärzten grassirte; aber dem medikamentösen Aberglauben konnte er sich nicht entwinden. Es war doch so einfach und klar: der Körper ist eine chemische Werkstätte, also sind die körperlichen Vorgänge, auch die Krankheiten, am Sichersten durch Chemikalien zu beeinflussen. Man muß in die Retorte Reagentien schütten. Und er schüttete Bromsalz hinein, so viel nur hineinging. Da ist der Punkt, wo er ein schwacher Arzt war, er, der doch ein so gewaltig starker sein konnte. Er hat für das Brom das packende und richtige Wort geprägt: „Die es nötig haben, vertragen es, den Anderen bekommt es schlecht“. Aber er täuschte sich immer wieder über die Grenzen des Kreises Derer, die es nötig haben. So kann die Einfachheit des Denkens den Denker trügen.

Das ist besonders leicht möglich, weil solche Denker Schleichwege und Schlupfwinkel vermeiden und dem Widerspruch dann nicht ausweichen können. In ihrer Klarheit verrennen sie sich oft. Auch Roebius hat sich manchmal arg verrannt. Ich selbst hatte ein kleines Erlebnis mit ihm, das mir seine Unlust zum Widerruf offenbarte. Er hatte meine Schrift „Nervosität und Kultur“ in einer wiener Zeitung sympathisch besprochen, aber zu viel „Berlinerthum“ darin gefunden. Ich schrieb ihm, daß ich die Kapitel, die er meinte, in Heidelberg und in meinem schlesischen Heimatneste geschrieben habe und frühere Aufenthalte in Berlin sich auf die Gesamtsumme von wenigen Tagen, kaum einer vollen Woche beschränkten. Antwort: „Nach Ihrem Buch hatte ich Sie wirklich für einen eingelebtesten Berliner gehalten. Nun, da es nicht ist: um so besser.“ Punktum. Um so besser! Das war Alles, was er antwortete. Er gab nicht zu, daß seine hauptsächlichsten Einwendungen gegen meine Schrift damit hinfällig wurden.

Wenn so die Abneigung gegen alles Komplizirte und Diplomatische, gegen Umwege und Nuancen den Neurologen mitunter die Unvermeidlichkeit dieser Dinge für bestimmte Situationen allzu sehr verkennen ließ, so hat sie ihn doch auf die leuchtende Höhe seiner besonderen Lebensleistung geführt. Roebius war einer unserer besten Kritiker. Die wissenschaftliche Kritik ist bei uns recht jammervoll und in der Medizin giebt es kaum noch eine, die ernsthaft ihren Namen verdient. Wer sich an diesen traurigen Zustand gewöhnt hat, reißt die Augen auf, wenn eine Besprechung, eine Polemik von Roebius ihm zu Gesicht kommt. Ein wirklicher Kritiker großen Stils! Vor dem klaren Urtheil dieses Mannes fiel von allem Unrechten der Schleier. Mit der ganzen Kraft des Hohens, der Stöbheit und selbst der Verachtung geißelte Roebius

die Herrschaft der Phrase, des bloßen Wortes, das Probleme zudeckt, statt sie zu lösen oder wenigstens einzugestehen. Nirgends scheint diese Herrschaft so unerträglich wie in der neuesten Medizin, wo eine Sache oft Jahre lang für „erklärt“ gehalten worden ist, wenn eine griechisch-lateinische Mißgeburt von Terminus dafür gefunden war. Mit verzweifelnem Ingrimm ist Moebius gegen die Gedankenlosigkeit des Wortes Neurose zu Felde gezogen. Nicht einmal als bequeme Bezeichnung für die Krankheiten, denen gemeinsam ist, daß wir ihre Grundlage im Nervensystem nicht nachweisen können, wollte er es dulden, weil ers in den Köpfen, die es für mehr hielten, zu viel Verwirrung stiften sah. Er hat aber nicht etwa nur zerstört, sondern auch aufgebaut. Die Basedow-Krankheit hat er als Erster vernünftig gedeutet und für die Lehre von dem syphilitischen Ursprung der Tabes und Paralyse war seine unermüdete und oft vernichtende Kritik der dieser Lehre sich widersprechenden Arbeiten die erfolgreichste Agitation. Seltsamer Weise hat er sich nicht gescheut, für den simplen Kausalzusammenhang, an den er glaubte, ein recht nichtsagendes Fremdwort, Metasyphilis, einzubürgern. Auch daß seine Lieblingeinteilung der Nervenkrankheiten in exogene und endogene, von außen verursachte und in der Anlage wurzelnde, ungemeine Schwierigkeit nur zudeckte, wollte er nicht bemerken. Wo ein einfacher Gedanke ihn besonders bestach, hat er sich dem sonst so gehagten „Terminus“ verkauft.

Rättnearbeit galt ihm nichts. Er war ein exakter Forscher und kannte eine Literatur bis ins Kleinste und Feinste (Die ihn jeuilletonistisch schalten waren böswillig oder unverständlich); aber die Arbeit, die er schätzen sollte, mußte als im Dienst vorwärtsweisender Gedanken geleistet erkennbar sein. Er mochte die Hirnanatomie, die psychologische Experimentalarbeit nicht, weil ihm die Linie von ihren Ergebnissen zu den leitenden Ideen zu lang war und sein Augenmaß sich nur auf das Kurze und Schnurgerade einzustellen vermochte. In seinem Goethebuch hat er der vielverlöbtesten „Philologie“ ein Loblied gefungen; warum? Weil hier seiner Untersuchung das Geringsfügige, Kleine, von der großzügigen Biographie Unbeachtete die werthvollsten Dienste als Material leistete. Ueber die Mißsal der Anthropometrie, besonders der exakten Schädelmessung, goß er dann wieder die Lauge seines Spottes aus.

Nicht, daß Einer sich abraderte, fand er lobenswerth, sondern, daß Einem Etwas einfiel, mochte es noch so verwegen und noch so unbeweisbar sein. „Es ist durchaus erfreulich, wenn man sieht, daß neue Geister aufstauen und mit frischer Beweglichkeit sich an die Arbeit machen. Jeder Beitrag, der von eigenem Nachdenken zeugt, muß willkommen sein. Der Verfasser ist mir als beweglicher Geist bekannt, der gern neue Wege sucht.“ Diese Sätze schrieb er über mein Buch „Nervosität und Kultur“. Das wars, was ihm gefiel: daß ich ihm Einfälle zu haben schien: daß ich aber für die unverdroffene Kleinarbeit

der Experimentalpsychologie Etwas übrig hatte, vergab er mir nicht; da gingen wir gleich „verschiedene Wege“. Er sah die Linie nicht, die diese Kleinarbeit mit den Einfällen, die ihn von mir interessirten, den Problemen der Völkerpathologie, verbindet. Den Menschen der großen Einfälle gehörte seine Verehrung. Er hat sich für Galis phrenologische Einfälle begeistert, hat Heinroth „gerettet“, der mit tief sinnigen Gedanken über Glauben und Geisteskrankheit die Psychiatrie einst um Jahrzehnte zurückwarf, hat Charcot grenzenlos bewundert, auf seine Schüler noch immer mit Interesse geachtet, Freuds Arbeiten lebhaft begrüßt, Kraepelins Bedeutung früh durchschaut; und aus Lombroso's berühmtem Einfall ist schließlich seine eigene Lebensleistung herausgewachsen: die Pathographie. Der Zusammenhang zwischen Genialität und Abnormität, den Lombroso ausblitzen ließ, bestach den leipziger Doktor, aber die Phrase vom „epileptischen Aequivalent“, die den Zusammenhang bei Lombroso wieder zudeckte, mißfiel ihm; und so ging er selbst an die Arbeit. Sie brachte ihm den größten Erfolg: die Schöpfung der Pathographie. In zwei, drei Jahrzehnten werden die Historiker aller Spielarten von Meebius als von einem Befruachter ihrer Probleme reden. Gelebt hat er diesen Erfolg nicht; nur den anderen, der ihn wenig freute, daß die medizinische Welt anfing, auf dem Felde, das er bearbeitete, zu dilettiren, nach seinem Muster sich zu räuspren und zu spucken. Durch so plumpe Fehlgriiffe wurde das Mißtrauen der geisteswissenschaftlichen Arbeiter zu lärmendem Protest aufgestachelt.

In der Pathographie hatte er, an der Schwelle des fünften Jahrzehnts seines Lebens, die eigentliche Liebe seines Geistes gefunden. Wenn es dafür einen Beweis giebt, so ist es das Fehlen all der Nachtheile, die auf anderen Gebieten wissenschaftlicher Bemühung Klarheit und Einfachheit seines Denkens neben den Vorzügen erzeugt hatten. Er hat die theoretischen Probleme, die die pathographische Betrachtungsweise aufwarf, nicht selbst gesondert und durchgedacht, so sehr er sich für sie interessirte; aber er hat sie praktisch meisterhaft gelöst, hat in der heiklen Frage, wie weit die Feststellung von Krankheit den irgendwie gearteten Werth einer Sache berühre, alle Klippen mit erstaunlicher Sicherheit umsteuert. Trogdem gerade sein Werthurtheil sonst von äußerster Schroffheit und oft direkt ungerecht war. War er als Philosoph ein fesselnder Unterhalter, als Neurologe ein Anteger und glänzender Kritiker: als Pathograph, als Sämann im Grenzlande von Psychopathologie und Historie, ist er ein mit genialer Intuition schaffender Bahnbrecher geworden.

Seit etwa drei Jahren sanken seine Leistungen. Ich habe es gefühlt und ausgesprochen, ehe ich wußte, daß ein Krebsleiden ihn heimgesucht hatte. Die gelungene Operation konnte ihn nicht retten. Der Organismus wurde siech, obwohl die bösartige Geschwulst beseitigt war. An Dem, was Meebius nun noch auf den Markt warf, wars zu spüren. Das Unstreulichste, was er in ge-

funder Zeit hervorbrachte, war die Schrift über den physiologischen Schwachsinn des Weibes gewesen. Nicht wegen des schiefen Terminus. Die meisten Behauptungen sind unanfechtbar, und verdrießen mußte nur, daß keine davon neu war. Aber wegen ihres Tones: des Tones persönlicher Bitterkeit, die das Ganze als eine Umkleidung eigener trüber Eheerfahrung ahnen ließ. Erst in den späteren Zusätzen ist dieser Ton verklungen; hier scheint die Mutter an die Stelle der Gattin zu treten: so ritterlich und ehrerbietig wird die Haltung gegenüber den Frauen. Was den Schriften und Kritiken der letzten drei Jahre fehlt und anhaftet, ist etwas ganz Anderes. Roebius beginnt (auch in der Pathographie über Schumann) wie früher; aber der Flug erlahmt bald. Die Begründung wird eifertig, lückenhaft, schwächlich; und plötzlich endet der Gedankengang. Das Ganze ein Fragment. Ermüdung liegt über den Blättern. Nur noch fertig werden! Man merkt die Hast. Und der Widerspruch wird gereizt, geht am Kern der Fragen vorüber, wird ungeduldig. Der „Schumann“ kam, der „Scheffel“ kam: die Gedanken eines alten, groben Mannes über die Schule kamen; ich wußte: Roebius ist krank. Anfragen mochte ich nicht; denn nach der Operation hatte ich auf eine Frage ein paar Zeilen erhalten, zwischen denen die Bitte zu lesen stand: Sprechen wir davon nicht weiter. Im Herbst kam ein Vorstoß, der ihn stark erregt hat: aus der Psychiaterschule Kraepelins die Bestreitung seiner pathographischen Diagnosen, überhaupt des wissenschaftlichen Wertes seiner pathographischen Arbeiten. Roebius antwortete ohne rechte Kraft. Im November hat er mich eilig um eine meiner theoretischen Arbeiten über die Pathographie. Sechs Wochen später erlag er einer Herzlähmung.

Ich habe ihn nur aus der Ferne gesehen. Ich traure nicht darum. Die Begegnung mit bedeutenden Geistern ist oft eine leise Enttäuschung. Wenn ich jetzt den Namen Roebius denke, so denke ich die Lebensarbeit, die in diesem Namen sich verkörpert. Das ist wohl das Beste; ganz gewiß das Ewige. Hätte ich ihn gekannt, am Ende stritte ich jetzt mit darum, ob er am Unglück seiner Ehe schuldig oder unschuldig war, ob er in seiner Universitätslaufbahn zurückgesetzt ward oder sich nur zurückgesetzt wähnte, ob von den Kranken, die sein Sprechzimmer aufsuchten, mehr erquickt oder enttäuscht von ihm gegangen sind. Ich weiß von Alledem nichts. Aber ich weiß, daß wir dem Gedächtniß dieses Unvergeßlichen am Besten und am Meisten in seinem Geiße dienen, wenn wir seiner Lebensarbeit, der Pathographie, den Eintritt in das Reich erobern, an dessen Thore sie bisher vergebens geklopft hat: ins Reich der kulturwissenschaftlichen Forschung. Er hat geklagt, seine Rede verhalte, wie an einer toten Mauer, und er vernehme immer nur seine eigene Stimme. Diese Mauer müssen wir niederteißen. Dann wird der Widerhall seines Wirkens im Sonnenland unserer Hoffnungen weithin hörbar werden.

Karlruhe.

Privatdozent Dr. Willy Hellpach.





Für Viele wird dieser Abschnitt der Geschichte, der trotz Gibbon ziemlich unbekannt geblieben ist, der interessanteste sein. Sehr drastisch wird dargestellt, wie Venedig durch die unpersönliche Macht der Entwicklung gegen die Absichten aller Betheiligten reich geworden sei. Außer dem Sklavenhandel hat der Handel mit Kriegsmaterial den venezianischen Reichthum geschaffen. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts bedrängte der kräftige byzantinische Kaiser Tzimisces Kairo, das „Holz, Eisen und Soldaten“ aus Venedig bezog. Tzimisces forderte die Unterdrückung dieses schmählichen Handels, der Muselmänner gegen Christen bewaffnete, und der Doge erließ Verbote dagegen, die wahrscheinlich aufrichtig gemeint waren. Aber je mehr der christliche Kaiser den Moslem bedrängte, desto nothwendiger brauchte Der das Kriegsmaterial, desto mehr mußte er dafür bieten; die Verbote steigerten natürlich den Preis noch weiter und machten den Handel um so gewinnreicher. Gegen wohlfeiles Holz und Eisen tauschte Venedig kostbare Protekte, Juwelen und indische Spzereien ein. Die Italiener sollen seitdem ökonomisch und reich geworden sein, weil sie nicht gleich den Nordländern imaginativ und emotionell waren. Hat der Verfasser Dantes „Hölle“ nicht gelesen und weiß er, trotz starker italienischer Einwanderung, nicht, daß die italienischen Arbeiter die emotionellsten aller Menschen und wegen ihrer Messerstecherei bei den Kameraden anderer Nationalität unbeliebt sind?

Die Darstellung des Mittelalters ist vielfach karikirt, weil der Verfasser phantasievollen französischen Schriften folgt und die guten deutschen Quellen und Quellenwerke nicht kennt. Es ist nicht wahr, daß die römische Hierarchie die nordischen Barbaren durch den Glauben an priesterliche Zauberkräfte eingefangen und unterjocht habe. Die Germanenkönige, besonders Karl der Große und die Ottonen, haben die Geistlichen mächtig gemacht, weil diese Männer die einzigen Träger der Schreibkunst und des Buchwissens, auch in Verwaltung und Regierung geübt und darum das einzige Beamtenmaterial waren, mit dessen Hilfe unter Barbaren ein geordnetes Staatswesen errichtet werden konnte. Erst nachdem die Hierarchie durch Kulturleistungen stark geworden war, hat sie angefangen, den Aberglauben der Völker auszubeuten. Ganz falsch wird Heinrichs Gang nach Canossa dargestellt. „Seinen Truppen erschien diese Welt als ein ungeheurer, von phantastischen Fabelwesen erfüllter Raum, von der Art derer, wie man sie heute noch an den gothischen Thürmen abgebildet sieht, und diese Dämonen gehorchten dem römischen Mönch; ein unsagbares Grauen erfaßte die Truppen und sie ließen ihren Kaiser im Stich.“ Hätte der Verfasser ein paar Mönchschroniken aus dem früheren Mittelalter gelesen, so würde er erkannt haben, wie ungemein nüchtern und sogar ökonomisch die Deutschen dieser Zeit dachten und fühlten. Die Fragen an den gothischen Dömen hat nicht der Aberglaube, sondern der Humor gezeugt. Die Phantasie überwucherte erst in der romantischen Höhenstaufenzeit und hat ihre abscheulichen Orgien

im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert gefeiert. Heinrich der Vierte hatte kein stehendes Heer, sondern außer seinen eigenen Vasallen nur die der deutschen Prälaten, Herzoge und Grafen, die ihm feind waren. Wenn er ein Heer zur Bekämpfung Gregors haben wollte, so konnte er es haben: in Oberitalien strömten ihm die Todfeinde Gregors in Schaaren zu und boten sich ihm an. Er aber wies sie ab; ihrer Verachtung trotzend, zog er als Bisher in Canossa ein, um durch die Lösung vom Bann den deutschen Fürsten den Vorwand zu nehmen, den sie zur Absetzung des seit seinem Regierungsantritt Verhafteten benutzen wollten. Nachdem Heinrich über seine deutschen Gegner Herr geworden war, vertrieb er Gregor aus Rom, setzte einen Gegenpapst ein und keiner seiner Krieger warf aus Furcht vor den Bannflüchen „des bösen Zauberers“ die Waffen weg. Oft haben, vor und nach Canossa, deutsche Heere in Rom Päpste ein- und abgesetzt, ohne sich im Mindesten vor Zauber zu fürchten. Daß ein Interdikt, ehe es durch häufige Anwendung verächtlich wurde, großen Eindruck machte, wie der Verfasser bei Erwähnung des von Innocenz dem Dritten wegen des Königs Philipp August über Frankreich verhängten hervorhebt, ist richtig. Doch dieser Eindruck entsprang nicht lediglich dem Glauben oder Aberglauben. Friedrich von Raumer sagt in der Geschichte der Hohenstaufen: „Wer etwa nicht begreifen kann, wie diese Maßregel so sehr erschrecken konnte, bedenke einmal, wie es wirken würde, wenn jetzt die Schauspielhäuser (und Schaufenster, müssen wir Heutigen hinzufügen) geschlossen, Konzerte und Bälle untersagt und die übrigen Vergnügungsorter gesperrt würden.“ Das Alles ersetzte ja damals die Kirche mit ihrer Pracht, ihren Bildern, ihren Festen, ihren Aufzügen; in der Kirche wurde ja auch wirklich Theater gespielt.

Wer wegen dieser Auffassung der Hierarchie als einer Genossenschaft von Zauberern Brooks Adams für einen Pfaffenfeind halten wollte, würde irren. Der Amerikaner verherrlicht den Bauer, den Soldaten, den Ritter, der wirklich ritterlich empfand, kämpfte und handelte und den Priester, den Mönch, die in aufrichtigem Glauben schufen und für ihre Einbildungen litten. Er liebt den Mönch, der Architektur, Malerei, Skulptur nicht um des Broterdienstes willen betreibt. Die Kunst dieser Mönche „war nicht käuflich, sondern eine heilige, begeisterte Sprache, in der sie mit Gott verkehrten, in der sie das Volk unterwiesen, und in die Steine, aus denen sie ihre Bildwerke schufen, wußten sie einen poetischen Ausdruck zu legen, den die Worte nicht erreichen konnten. Das ist der Grund, warum die Gothik in ihrer Blüthezeit jenen erhabenen Schwung voll Reinheit und Würde hatte. Die Entwicklung des Portraits pflegt man als Vorzeichen der nahenden Dekadenz aufzufassen; mit Recht, denn im Portrait kündet sich die Herrschaft des Reichthumes an.“ Die ökonomische Periode der Dekadenz leitet Philipp der Schöne ein. Er braucht Geld: darum begehrt er die Güter des Templerordens, den „der Fetischdienst“

reich gemacht hat. Er beschuldigt verleumdertisch die edlen Ritter abscheulicher Verbrechen und erpreßt ihnen mit unerhörten Folterqualen unwahre Geständnisse, um sie verbrennen und ihre Güter konfiszieren zu können. Hübsch pointirt sagt Adams vom fünften Clemens, der, als des Königs Kreatur, dem König zu Willen sein mußte: „So wurden die Gottesstreiter vom Statthalter Christi selbst zu Tode gefoltert, damit die Laien in den Besitz der Kirchengüter gelangen könnten.“ Genau nach dem selben Rezept verfuhr zweihundert Jahre später Heinrich der Achte, der die besten Mönche verleumdete und mit raffinirter Grausamkeit hinrichten ließ, schlechte Geistliche aber, die ihm als Werkzeuge bei der Klostersaufhebung dienten, belohnte. Uebrigens entsprach sein Verfahren dem Bedürfnis seines ökonomisch gewordenen Volkes. Die Reformation war nothwendig, weil die Gewerbtreibenden eine wohlfeilere Religion brauchten. An die Stelle der Absolution durch prunkende Kirchenfürsten, der Sühnung durch Messen und Ablässe setzte man die Rechtfertigung durch den Glauben allein, die gar nichts kostete. Das ist die karisirende Verdeutschung einer wirklichen Seite der Reformation; nur soll sich der Laie nicht einbilden, daß damit die ganze große Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts erklärt sei. In der neuen Periode gingen Ritterfinn und Rittersitte zu Grunde. Die Menschen ließen sich nur noch von schöner Habgier leiten. Die Akkumulirung des englischen Kapitals wird sehr à la Marx erklärt. Kühne Seeräuber wie Franz Drake, gewissenlose Sklavenhändler wie John Hawkins haben die ersten Kapitalien zusammengescharrt. Dabei geht das geschichtsphilosophische Schema einigermaßen aus dem Leim; denn beide Männer waren eifrige „Coangelisten“ (wie denn auch die Puritaner, die Hauptvertreter des ökonomischen Typus jener Zeit, höchst imaginative Menschen waren). Dann folgt der große indische Fischzug (Macaulays Darstellung des Prozesses von Warren Hastings wird gegen seine Kritiker in Schutz genommen). Erst das in Indien geraubte Gold und Edelgestein hat die englische Industrie, hat die moderne Technik geboren; ohne das gewaltige Geldkapital wären nach des Verfassers Ansicht die Dampfmaschine und andere technische Erfindungen werthlose Spielereien geblieben. Die Ueberschätzung der Edelmetalle mag er bei seinem Landsmann Carey gelernt haben. Im weiteren Verlauf der Entwicklung trieb nun der ökonomische Typus seinen konsequentesten Vertreter aus sich hervor, den Geldverlether, den Wucherer. Der ist seit Waterloo zur Herrschaft gelangt: nicht nur der Soldat, der Priester und der Künstler, sondern auch der Bauer und der „Produzent“ sind seine Opfer oder seine Söldlinge geworden. Die französischen Milliarden 1871 haben diese Herrschaft vollendet. Die Gewalt des mobilen Kapitals wird ganz so geschildert, wie sie sich der naive Antisemit vorstellt: Die Geschäfte gehen, je nachdem die Rothschilde das Gold einsperren oder strömen lassen. Das klassische deutsche Werke über Handel, Kapital und

Münzwesen (dieses spielt in dem Buche eine große Rolle) wie Ehrenbergs Zeitalter der Fugger, Mous Schultes Geschichte des mittelalterlichen Handels zwischen Westdeutschland und Italien, Helfferichs Deutsche Geldreform unbeachtet geblieben sind, darf man ja dem Amerikaner trotz Professorenaustausch nicht übelnehmen. Aber zu verwundern ist, daß Roosevelt, der mehrere seiner Uebertreibungen zurückweist und unter Anderem auch seinen unklaren Produzentenbegriff bemängelt, ihn nicht an die Wandlung erinnert, die seit der doch schon abgelaufenen Aera Rothschild eingetreten ist. Die reichsten Männer von heute, die Carnegie, die Vanderbilt, die Rockefeller, die Krupp, die Thyssen und Händel, sind doch nicht Geldverleiher, sondern Produzenten; noch weniger sind solche Produzenten Söldlinge oder Opfer der Geldverleiher. Freilich leihen auch sie Geld, aber nicht von einem Rothschild. Ihre Gläubiger sind die Aktienbesitzer, die meist wieder selbst Produzenten sind. Heute leihen mehr die Kleineren (natürlich nicht die ganz Kleinen, deren Scherlein zu unbedeutend ist, obwohl auch sie sparen) den Großen, auch dem Staat, als die Großen den Kleinen. Mit dem Bauernstand geht auch die menschliche Fruchtbarkeit ein; die Ehe löst sich auf oder ist bloß noch Geschäft, während der Soldat aus Liebe freit und das Weib verehrt (Das mag stimmen): und so sterben die Völker. Roosevelt findet diese Perspektive zu pessimistisch, hält aber die kräftige Schilderung der häßlichen Auswüchse des Kapitalismus für sehr nützlich.

Abgesehen vom alten Rom, wo die sogenannten Ritter selbst die größten Wucherer waren, hat man ja die tragikomische Ehe von Ritter und Wucherer zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag bald zu beweinen, bald zu belachen gehabt; aber unser ganzes heutiges Wirthschaftsleben als den Sieg der Wucherer über die Ritter darstellen, heißt denn doch, nicht bloß eine Karikatur liefern (die Karikatur übertreibt ja nur wirklich vorhandene Züge), sondern ein Phantasiemal malen. Das Werk des Amerikaners ist ein geistreiches und unterhaltendes Buch, auch eine reichhaltige Materialiensammlung; aber hätte der Autor sich mit der Bitte um eine befürwortende Einleitung an einen König der historischen Wissenschaft gewandt, würde er ihn kaum so bereit gefunden haben wie den Souverain der großen Republik.

Mit der Uebersetzung wissenschaftlicher Werke ist's aus bekannten Gründen ein Glend. Daß der wenig bekannte Prophet Peter von Oliva in einem deutschen Buch Pierre d'Olive genannt wird, mag hingehen, aber Peter den Einsiedler, den jeder Schulknabe kennt, darf man nicht Pierre l'Hermite nennen. Wohl mindestens zehnmal läßt der Uebersetzer Waaren mit „Florentinern“ bezahlen (einmal finds wenigstens Goldflorentiner) aber fiorini d'oro, Florene, sind keine fiorentini, sondern, wie an einer Stelle richtig gesagt ist, „Goldgulden“. Dieser eine Satz ist einem deutschen Buch entnommen; da hat der Autor das deutsche Wort „Goldgulden“ wohl stehen lassen.

Reiffe.

Karl Zentsch.

## Unsterblichkeitsgedanken. \*)

Suchen wir uns darüber Rechenschaft abzulegen, worin die Unsterblichkeit unsterblicher Geister besteht, so gelangen wir zu merkwürdigen, der ersten Erwartung widersprechenden Ergebnissen. Fast scheint die Behauptung gerechtfertigt, der Werth großer Männer beruhe darauf, daß sie gelebt, nicht auf Dem, was sie gethan haben; denn alle positiven Leistungen tragen den Stempel der Vergänglichkeit. Und Solches gilt keineswegs nur von politischen Größen; es gilt nicht minder von den Helden des Gedankens; auch ihre Thaten werden überholt, werden zugedeckt.

Denken wir an Plato. Keiner wird seine Unsterblichkeit bestreiten wollen; und doch: die spezifisch platonischen Wahrheiten, sofern Wahrheit ein Endgiltiges, Abgeschlossenes bezeichnen soll, sind längst ins Grab gesunken. Man lasse sich durch die modernen Interpretationen des Platonismus nicht täuschen: Philo gelang es sogar, zwischen der mosaischen Religion und der alexandrinischen Philosophie eine Art Gleichung herzustellen. Eine Thatfache läßt sich auf unendlich viele Weisen deuten; doch ändert Das nichts am Charakter der Thatfache selbst. Und die platonische Philosophie, wie ihr Urheber sie verstand, ist mit unseren Anschauungen sicherlich unvereinbar. Platos Voraussetzungen wurzeln in seiner Zeit, in der griechischen Sprache, den griechischen Begriffen; und diese vermögen wir kaum mehr zu denken. Platos „Idee“ war für ihn selbst ganz gewiß nicht das „Gefeh“, als das wir sie heute auffassen; dessen Begriff war damals noch nicht geboren, noch nicht möglich. Warum ist Plato unter solchen Umständen unsterblich, eine noch heute lebendige Kraft? Nicht, weil er zu seiner Zeit groß war. Das geht uns heute nicht mehr das Mindeste an. Mein historische Werthe giebt es nur für die Bücherweisheit, nicht für das Leben; was nicht lebendig fortwirkt, ist für dieses tot. Die Vergangenheit an sich ist etwas gänzlich Gleichgiltiges. Sie entwerthet sich in direktem Verhältniß zur Entfernung. Und wenn wir nun zugestehen müssen, daß die platonische Philosophie, wie sie Plato verstand, für uns wirklich keinen unmittelbaren Lebenswerth mehr besitzt: woran liegt dann, noch einmal, ihre Unsterblichkeit? Sie bezieht sich nicht auf Das, was Plato abschloß, sondern nur darauf, was er ins Leben rief; auf die Fragen, die er aufwarf, nicht auf die Antworten, die er für sie fand; sie liegt an den Richtungen die er wies, nicht an den Grenzen, die er setzte. Richtungen sind ihrem Wesen nach unbegrenzt, münden im Unendlichen; alle Grenzen aber sind endlich und gelten im letzten Grunde nur für Den, der

\*) Aus dem Werk „Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt“, das im Herbst bei J. F. Lehmann in München erscheint.

sie absteckte. So sind die Schranken, bei denen Platos Denken Halt machen mußte (Das heißt: die Erkenntnisse, die er für endgiltig hielt), heute überstiegen.

Wie sollte es auch anders sein? Jeder vermag nur Das zu erfüllen, dessen Voraussetzungen seine Zeit enthält; wir sind vom Zeitgeist allseitig bedingt; und dieser wandelt sich von Epoche zu Epoche. Im perikleischen Athen hätte Kant seine Kritiken beim besten Willen nicht schreiben können; und heute wiederum hätte er Manches anders gesagt als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Epoche bedingt die Ergebnisse, zu denen wir gelangen, die Grenzen, bei denen wir uns bescheiden müssen. Gegen diese äußere Macht hilft kein Genie. An der üblichen Redensart, große Männer eilen ihrer Zeit voraus, ist gewiß etwas Wahres, doch ist sie an sich nicht richtig: große Männer eilen nicht ihrer Zeit, sondern nur ihren Zeitgenossen voraus; sie können in Wahrheit nicht einen Schritt weiter gelangen, als die Voraussetzungen des Zeitgeistes verstatten; sie vermögen nur Das zu verwirklichen, was in diesen schon vorgebildet war. Die tiefste Originalität und der eigentliche Ewigkeitwerth genialer Denker beruht daher nicht auf den Zielen, die sie erreichten, sondern auf den Wegen, die sie betraten, den Richtungen, die sie einschlugen.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Richtungsbegriff, wie ihn die Kristallographie etwa verwendet. Man kann einer Geraden beliebige Grenzen stecken, ohne das Mindeste an ihrem Wesen zu ändern; ob die Kraftrichtungen, welche die Gestalt des Kristalles bestimmen, von den Begrenzungsflächen in kleiner oder großer, endlicher oder unendlicher Entfernung abgeschnitten werden, ändert nichts am Charakter des Körpers. Die Richtungen bleiben die selben, wie immer sie beschränkt werden; sie bleiben ihrem eigenen Wesen nach grenzenlos, wenngleich der Körper begrenzt ist; ihr Sinn ist unabhängig von aller Außenwelt. Umgekehrt steht es mit den Grenzen: diese sind schlechthin äußerlich bedingt; sie hängen vom Material ab, das für das Wachsthum zur Verfügung stand, vom mehr oder weniger freien Raum, in dem es vor sich gehen konnte. Daher kann von ihnen aus nicht unmittelbar auf das spezifische Wesen des Kristalles geschlossen werden; dessen Symmetriegrad ist prinzipiell unabhängig von der Art der Begrenzungsflächen. Das selbe Verhältniß begegnet uns auf geistigem Gebiet: die Form des Denkens (also die Art der Problemstellung, der Gesichtspunkt, von dem es ausgeht) hängt mit dem Material, das es betrifft, der Sphäre, die es beherrscht, nicht wesentlich zusammen; die materialen Grenzen tangiren die eigentliche Geistesrichtung nicht. Plato hätte auch zu Oedipus' Zeiten platonisch gedacht; nur hätte diese virtuelle Form unter den damaligen Umständen sehr anderen Ausdruck gewonnen als in der Aera des Peloponnesischen Krieges, eben so wie der Kristall innerhalb der engen Grenzen des Mineralganges anders wächst als in freier, gesättigter Lösung; und im selben Sinn wäre Plato, als Nachfolger Kants geboren, bei den Ergebnissen gewiß nicht

stehen geblieben, bei denen sich die Erkenntnißkritik des Sokrates-Schülers bescheiden mußte. Denken wir uns den selben Plato in den genannten drei so sehr verschiedenen Epochen thätig: es ist sicher, daß er in jedem der Fälle zu anderen Schlüssen gelangt wäre; und doch läge den drei, ihrem äußeren Ausdruck nach beinahe unvergleichbaren Philosophien eine identische Geistesform zu Grunde. Diese allein aber ist es, auf die sich Platos Unsterblichkeit bezieht. Alle Grenzen, alle Ergebnisse sind zeitlich, können durch die Folgezeit aufgehoben werden. So ist es dem großen Athener ergangen, so wird es jedem künftigen Denker ergehen; es ist ganz und gar unmöglich, endgiltige Schlüsse zu ziehen. Aber wie die Krastrichtungen, die das Wesen des Kristalles bezeichnen, unendlich sind, obgleich sie endlichen Ausdruck gewinnen, gerade so ist die Denkart eines Platon ewig, trotzdem die Grenzen, in denen sie sich verkörperte, die Ergebnisse, zu denen sie gelangte, zeitlich und vergänglich sind. Die Unsterblichkeit großer Denker betrifft immer nur die Art ihres Denkens, nicht ihre Gedanken.

Wer sich dieser Wahrheit bewußt geworden ist, wird zunächst einmal gerechter gegen die Vergangenheit sein, als heutzutage üblich ist. Moderne Naturforscher verkünden frohlockend: Cuvier oder Lavoisier sind überholt! Moderne Philosophen: Platos Philosophie ist heute nicht mehr zu halten! Wie könnte es denn anders sein, da wir doch annehmen, daß die Wissenschaft fort-schreitet? Sollen wir uns damit brüsten, daß zweimal Zwei Vier ergibt? Erbauen wir uns lieber, demüthig staunend, an den unendlichen Aus-sichten, die uns Platos Genius eröffnet hat: die wird Keiner überschreiten, Keiner je erschöpfen. Die wichtigste Folge der genannten Erkenntniß wird aber sein, daß Der, dem sie wirklich aufging, in der Werthung eigener Leistungen um ein Erkleckliches bescheidener werden dürfte. Er wird sich nicht mehr einbilden, ein ewiges Problem aus der Welt geschafft, ein Welträthsel für immer gelöst zu haben. Er wird sich sagen: Wenn schon Plato und Kant und Schopenhauer und alle Größten die letzten Dinge nicht zu ergründen vermochten: wie sollte mir's gelingen? Er wird jeden Anspruch auf Endgiltigkeit von vorn herein aufgeben und sich damit bescheiden, ein Kind seiner Zeit zu sein. Ferner aber wird er sich sagen (und Das ist das positive Moment): Sollte es nicht möglich sein, gerade durch den Verzicht auf unumstößliche Ergebnisse dauernde Werthe zu schaffen? Die Nachwelt entkleidet die Philosophien schnell genug des zeitlichen Gewandes, läßt nur den nackten Ewigkeitwerth bestehen: wie, wenn der Autor hierin der Zukunft vorgriffe? Das ist kein unmögliches Beginnen. Gewiß wird kein Denker selber zu entscheiden wagen, ob sein Gesichtspunkt der Ewigkeit würdig ist; dieses äußerste Urtheil kann nur die Nachwelt fällen. Doch steht es allerdings in seiner Macht, seine Gedanken so vorzutragen, daß sie, falls sie von Werth sind, auch unverändert fortleben können.

Umfriedigen wir das Problem durch die Aufstellung einiger Axiome. Was von den großen Geistern geliebt ist, sind die Richtungen, die sie wiesen, nicht die Grenzen, die sie steckten; der Werth einer Wahrheit liegt einzig und allein in ihrer Produktivität; nur was fortzuwirken vermag, ist werthvoll; nur das Ende ist berechtigt, das in sich den Keim zu neuen Anfängen birgt: folglich kommt es auch im geistigen Schaffen, gerade wie im persönlichen Leben, nur auf das Eine an: „allezeit ein anhebender Mensch zu sein“, wie Meister Eckart sich ausdrückt. Was ich aufrühre, kann durch Aeonen nachzittern; was ich niederschlage, ist schon heute tot. Wer da denkt, soll die Probleme zu ewigem Leben erwecken, nicht sie aus der Welt zu schaffen suchen. Der Denker sei ein Lebenspender, kein Mörder; und wer die Welt endgiltig zu erklären unternimmt, Der trachtet der Menschheit nach dem Leben.

Was also sollen wir thun? Erinnern wir uns der wenigen unbedingt unsterblichen Gedankengestalten, die es giebt; es sind ihrer wirklich nicht viele: die Fragmente des Heraklit, einige Worte Christi, ein paar indische Sprüche, etliche Sätze Goethes und Weniges mehr. Was zeichnet diese Urworte aus? Daß die begrenzte Form einen unbegrenzten Gehalt birgt, daß sie offene Richtungen weist, nichts innerlich abschließt; es sind gleichsam reine Gesichtspunkte, unberührt und unbeengt durch materielle Schranken. Darum vermögen sie in allen Grenzen zu leben, überall konkrete Gestalt zu gewinnen. Jedes Zeitalter wird über die Tiefe des Weisen von Ephesos staunen und jedes wird sich seine dunklen Worte anders deuten. Sie Alle aber werden Recht haben: der Gesichtspunkt, die geistige Form, hängt mit den Grenzen, die sie verwirklichen, nicht wesentlich zusammen; daher können Gedanken, die nichts als Gesichtspunkte sind, sich für keinerlei Deutung entscheiden. Sie geben sich Allen hin, überdauern alles Verständniß; ihr Wesen ist Ewigkeit. Wenn es möglich ist, die Grundideen Plato auch modern zu verstehen und die Lehren Jesu Christi so zu deuten, daß sie unseren jüngsten Anschauungen gerecht werden, so hat Das die selbe Ursache. Ja, wo es sich um die lezten Tiefen handelt, da ist's wohl ganz unmöglich, eindeutig zu sein. Die Schlussverse des Faust, deren Bedeutung Jeder ahnt, hat wohl Goethe selbst nicht verstanden. Sie mögen sich ihm nach reinen Klangassoziationen gebildet haben; sie kamen ihm wie Musik, gesetzmäßig und geheimnißvoll. Im Angesicht der äußersten Tiefen bleibt diese allein noch ausdrucksfähig; das Denken wankt, das Wort verstummt.

Und das Gefühl wird zum Gedanken

Und der Gedanke zum Gefühl.

(Benno Geiger.)

Das Tiefste ist immer Das, was man verschweigt; und die größten Gedanken sind die, welche schwindelnd an der Grenze des Unbegreiflichen stehen und der Seele die Ahnung ungeheurer Räthsel vermitteln.

Hermann Graf Reysertling.

## Der Architekt.\*)

**A** von einer kleinen Gruppe moderner Geister, die inzwischen zu einer mächtigen Partei angewachsen ist, wurde vor zwanzig Jahren etwa der Versuch begonnen, die Baukunst in ihrem ganzen Umfang wieder mit dem Leben in Verbindung zu bringen. Zu einer tiefgehenden Revolutionirung hat dieses Vorgehen inzwischen zu führen vermocht, weil uns nicht romantisch willkürlich Bedürfnisse diktiert und frei erfundene Formen dafür angeboten worden sind, sondern weil sich die Erneuerer mit rechtem Instinkt an bereits vorhandene Kräfte gehalten haben, die einer endgiltigen Befreiung durch das Bewußtsein harren. Eine Art von Selbstbesinnung führte zu diesem merkwürdigen Reformationversuch, der sich von Tag zu Tag durch Thaten besser zu legitimiren weiß. Nachdem sich die erste Verwirrung den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und ethischen Zuständen der neuen Zeit gegenüber gelegt hat und die Formen eines rohen Partvenutums nicht mehr unumschränkt herrschen, denkt der moderne Mensch über die eigene Art, über die Kraft und die Schwäche seiner historischen Determination und über seine besonderen Kulturaufgaben nach und sieht mit Erstaunen, daß er in allen entscheidenden Fragen wieder von vorn beginnen muß, trotzdem ihm ein paar Jahrtausende ihre Resultate zureichen. Er muß, um den ererbten Reichtum nur erwerben zu können, arbeiten, als stünde er nackt und bloß der Nothdurft gegenüber; um zu Ergebnissen zu gelangen, die ihm vollständig zugehören, darf er für eine Weile nichts sehen als nur die Zwecke und Mittel, die die Verhältnisse seiner Zeit ihm gewähren können.

\*) So heißt der zehnte Band der unter dem Kollektivtitel „Die Gesellschaft“ vom Dr. Martin Buber in der Literarischen Anstalt von Kuetten & Voening herausgegebenen „Sammlung sozialpsychologischer Monographien“. Ein Band, der nicht unwürdig ist, in dieser Sammlung mit Mauthners „Sprache“, Schweningers „Kritik“, Simmels „Religion“ vereint zu sein. Das, hoffe ich, wird schon das hier veröffentlichte kleine Fragment erweisen. Ueber Schefflers Art, über sein erfolgreiches Nühen, von einem Kunstzweig aus das ganze Gebiet deutscher Kultur zu überschauen, brauche ich nichts mehr zu sagen. Was er in dem neuen Buch wollte, lehrt das Schlußwort: „Mehr als sonstwo hat der Baue in sich selbst zu blicken, wenn die Entartung der Baukunst in unserer Zeit besprochen wird. Er darf die Schuld nicht allein den Berufsarchitekten aufbürden. Wenn von den Architekten freilich eine Berufsidealität so gut zu fordern ist wie vom Maler oder Dichter, so kann doch nie von ihm verlangt werden, er solle bauen, ohne daß ihm lebendige Bedürfnisse der Allgemeinheit, seien diese nun abstrakt religiöser oder greifbar materieller Art, dazu Anlaß geben. Daß er es im höchsten wie im einfachsten Sinn nicht kann, daß er durchaus ein Geschöpf sozialer Energien ist, war auf diesen Seiten zu erweisen.“ Die Unfreiheit des Architekten wird gezeigt, doch auch seine Macht („einem Staatsbeamten ist er vergleichbar, der auch über ihm menschlich und geistig Ueberlegene Bestimmungsrecht hat, selbst aber wieder einem höheren Staatsgedanken untersteht“); von dem Unternehmer, dem Baugesetzten, dem Beamten, dem Handwerker und dem Künstler wird gesprochen; und auf das Idealbild des „freien Baumeisters“ hingewiesen, „der sich nebenbei auch als einen sozialen Beamten fühlt.“ In engen Rahmen entsteht so ein klares, ernster Betrachtung werthes Bild von den Betriebsformen, den inneren Nothwendigkeiten und äußeren Unfreiheiten, von dem Wesen und Wollen der Architektur unserer Tage.

In dieser Bewegung, die eine neue Epoche einleitet, wie immer man auch die Resultate der ersten Jahre werthen mag, spielt der Architekt eine entscheidende Rolle. Ober vielmehr: die leidenschaftlichsten Kulturarbeiter machen sich zu Architekten, um den Einfluß gewinnen zu können, auf den es ihnen ankommt. Die Art, wie Dieses geschehen ist und täglich noch geschieht, ist im höchsten Maß lehrreich für den Betrachter historischer Entwicklungen. Der Zeitgeist scheint in diesem Fall dem klugen Spottwort Recht zu geben, daß Niemand von einer Sache so wenig verstehe wie Der, dessen Beruf sie ist. Denn des zünftigen Architekten hat sich die revolutionirende Energie bei dieser Erneuerung der Baukunst nirgends bedient. Dafür ist ein leistungsfähigeres Architektengeschlecht aus instinktkräftigem Autodidaktenthum hervorgegangen; wieder ist bestätigt worden, daß es in entscheidenden Fällen immer das Genie des Laienthums ist, das die großen Entschlüsse in der Welt- und Kulturgeschichte faßt und ausführt. Der Berufsarchitekt unserer Tage wäre der Freiheit und Leidenschaft, die zu so kühner Arbeit erforderlich sind, niemals fähig gewesen. Die verwickelten Aufgaben können nicht von Verbildeten und Entarteten gelöst werden, sondern nur von elementar empfindenden Neulingen. Um sie aufzufinden, hat die Natur auch diesmal wieder ihren ganzen geistreichen Scharfsinn aufgewandt und durch die Dräufel ihrer Mittel, durch die Simplizität der Kombination verblüfft. Die Erneuerer gehen durchweg aus den Reihen der Maler hervor. Doch nein: Maler sind sie eigentlich nie gewesen, trotzdem sie vor der Staffelei ihre Kunstmission begonnen haben. Wären sie echte Malernaturen, so hätten sie sich ja eben nicht von ihrer Staffelei fortlocken lassen. Sie sind von ihren Instinkten vielmehr zuerst auf die Malerei hingewiesen worden, weil nur in dieser freieren Kunst der auf sich erneuernde Weltgefühl beströmte bildende Instinkt die ersten Bestätigungen suchen, die ersten Erfüllungen finden konnte. Lektionen waren diese Männer schon, als sie noch Bilder produzierten. Der architektonische Formdrang faß ihnen bereits im Gefühl, als sie noch Feld, Wollen und Menschengestalten nachzubilden suchten. Darum ersarrten den Stilstrebenden diese Objekte der Natur zu Ornamenten, worin eine architektonische Kausalpsychologie schlummerte; die Darstellung von Naturgegenständen war ihnen nur Vorwand, nur eine Uebergangsbeschäftigung. Dennoch sahen sich diese Talente in den Grenzen der Malerei lange Zeit festgehalten, weil dort allein die Freiheit individueller Kraftproben möglich ist. Nirgendwo sonst hätte der bildungsflüsterne Kulturinstinkt sich selbst so gut drehsiren können. In der angewandten Baukunst wären Vorarbeiten dieser Art nicht einmal denkbar.

Nicht zu beantworten wird die Frage sein, ob es ein künstlerisch bildender Trieb war, eine innere Nöthigung zu bestimmter Formgestaltung, wodurch diese Künstler zu Kulturstreitern gemacht worden sind. Das heißt: ob die künstlerische Begabung, als das Primäre, die ihr nöthigen Bethätigungsgebiete aufgesucht und, da sie keine vorfand, geschaffen hat oder ob im Gegentheil ein leidenschaftlicher Kulturwille, ein Trieb sozialer Art zuerst den Talenten neue Formmöglichkeiten gezeigt hat. Solche Unterjuchung würde schließlich auf die Frage hinauslaufen, ob das Hähnchen früher da war oder das Ei. Jedenfalls erscheinen die neuen architektonischen Formenbildungen heute untrennbar von der besonderen Art bewußt gewordener Bedürfnisse; sie scheinen hervorgegangen aus Logik und sachlicher Bernunft: und doch bequemt sich diese Logik und Bernunft auch wieder sorgfältig dem sehr charakteristischen Formgefühl an. Eins ist ohne das Andere undenkbar.

Der typische Entwicklungsweg des aus der Malerei oder auch wohl aus der Skulptur zur Architektur strebenden Talents ist durchaus bezeichnend für diesen Zusammenhang des Künstlerischen mit dem Sozialen. Er verläuft so, daß sich zuerst in den Tafelbildern der Reformatoren ein origineller, ornamental dekorativer Formdrang zeigt; dieser löst sich dann langsam vom Naturgegenstand und wird reines, beziehungsloses Ornament; dieses Ornament sucht darauf gewerbliche Anwendung; solche praktische Anwendung zieht in der Folge die Beschäftigung mit dem Handwerk und mit allen Dingen des Gewerbes nach sich, aus dem dekorativen Ornament wird also die tektonisch argumentierende Form, angewandt auf nützlichen Haushath; vom Handwerk aus wird dann das ganze Interieur erobert, der Zeichner von Stühlen und Schränken bildet sich zum Innenarchitekten aus; und von hier ist es schließlich nur noch ein Schritt bis zur Architektur. Dieser Entwicklungsgang wäre nun aber undenkbar, wenn nicht zugleich Arbeitsmöglichkeiten geschaffen würden. Das in solcher Weise entstehende neue Ornament kann nicht gewerblich werden, bevor nicht die Herren des Gewerbes, die Industriellen und Handwerker, ihre zu schmädenden Fabrikate ausliefern. Damit Das geschehe, müssen sie von der allgemeinen Meinung gezwungen werden, die gewohnte Form zu Gunsten der neuen aufzugeben. Das kann immer erst nach langen Reiningungskämpfen geschehen, in denen nicht nur von dem Gegenstand und dem Ornament ästhetisch die Rede ist, sondern auch von Gewohnheit, Gefühl und Geschmack, von Rationalität und Internationalität, von Fortschritt und Konservatismus. Um einen Buchdeckel mit neuartigen Verzierungen versehen zu dürfen, muß der Künstler vorher mit seiner Weltanschauung eine andere Weltanschauung bekämpft haben. Dieser Kampf wiederholt sich stärker noch, wenn der Fortschreitende unternimmt, neue Formen für Stühle, Tische, Uhren und Metallgeräte zu erfinden. Immer tönt ihm ein „Warum?“ entgegen; und immer muß er, um es zu beantworten, von den ursprünglichsten und verwideltsten Fragen des Sozialen, Wirtschaftlichen und Kulturellen sprechen. Eine Erneuerung des Interieurs setzt eine völlige Erneuerung der Lebensformen und Lebensbedürfnisse der Bewohner oder wenigstens doch eine Erneuerung des Bewußtseins voraus und es muß der Sieg einer umfassenden Lebensidee genannt werden, wenn der Künstler endlich in der Architektur sein wahres Bethätigungsfeld erreicht. Neben der künstlerischen Selbsterziehung merken wir also eine Erziehung zur sozialen Kultur; hier und dort wird der Boden gewonnen oder verloren, hier und dort werden neue Werthe, wahre und falsche, erzeugt. Und die allgemeine Negation, die den Neubildungen nothwendig vorangehen muß, bezieht sich eben so sehr auf Lebensformen wie auf Kunstformen.

Wenn das Ziel innerhalb der hier gewählten Betrachtungsweise mit einem Wort bezeichnet werden soll, kann man sagen, die Bewegung bemühe sich, die von der Zeit zerlegte Universalität des architektonisch gerichteten Willens wiederherzustellen, sie strebe danach, dem Architekten wieder die organisatorischen Fähigkeiten zu verleihen, die er seit dem Beginn der modernen Zeit im Berufspartikularismus eingebüßt hat. Wer nun aber die schroffen Gegensätze erkennen kann, die eine unnatürliche Arbeitsteilung im Architekturbetrieb erzeugt hat, wer die trennenden Elemente erkennt, die heute zwischen Baubeamten und Unternehmern, Handwerkern und Gelehrten, Papierkünstlern und Technikern stehen, wird einsehen, daß eine umfassende Revolutionierung des Denkens auf vielen Gebieten geleistet werden muß,

um die Vereinigung der disparaten Theile wieder möglich zu machen. Die fernsten Dinge müssen aufs Neue angeschaut, die ganze Welt profan-wirtschaftlicher und geistig-sozialer Kräfte muß in Bewegung gesetzt werden, damit die Synthese zur That werden kann. Nicht das Individuum allein, das diese Arbeit zu leisten sich anschickt, kommt also in Frage. Es kann nicht einen Schritt thun in seinem Streben, wieder Herr der gesammten Raumkunst zu werden, wenn seine Zeit, seine soziale Umwelt diesen Schritt nicht auch thut. Darum wird dieser Versuch einer Berufssynthese zum Versuch einer Kultursynthese. Er ist symbolisch für das Wollen einer ganzen Zeit. Gelingt es dem Architekten, wieder zu werden, was er früher war: ein Organisator aller zweckvoll bauenden und raumschmückenden Kräfte, so ist es auch zur selben Zeit gelungen, die elementaren sozialen Energien unseres Lebens harmonisch zu organisiren. Eins ist ohne das Andere unmöglich. Alle die großen Zeitfragen stehen hinter dem Problem dieser modernen, noch im Kunstgewerblichen verweilenden Bewegung. Der neue Architektentypus, der aus dem Laienthum oder aus der Malerei autodidaktisch hervorgeht, repräsentirt nicht nur seinen Beruf: jeder Schritt seiner Entwicklung rührt vielmehr an ein Schicksal der Allgemeinheit.

Daß es sich in dieser großen Reformation um Nothwendiges handelt, beweist sehr deutlich die Aehnlichkeit ihres Verlaufes in fast allen europäischen Kulturländern und bei allen führenden Geistern. Er begann überall damit, daß sich der Künstler (Künstler noch ohne Beruf!) als Anwalt neuer Lebensgedanken fühlte. Dieser Künstler glaubte sich berufen, die Bedürfnisse profaner und idealer Art genau zu prüfen, rücksichtslos kämpfend zu negiren, was ihm darin falsch, erlogen oder gedankenlos übernommen erschien, und tendenzvoll zu betonen, was darin lebendig, zukunftsart und zwecklos ist. Bevor er überhaupt sichtbar zu bilden begann, dachte er als Kulturphilosoph die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der neuen Zeit durch; er griff auf das Urmweltliche, auf die elementarsten Vorbedingungen sozialer Kultur zurück und suchte so zu ergründen, welchen Weg er selbst verfolgen müsse. Seine Gedanken führten ihn zu den Punkten, wo sich das architektonische Spiel mit der elementaren Gesetzmäßigkeit im Religiösen zu verlieren beginnt, aber auch zu einem zum Theil utopischen und zum Theil ganz sachlich wirtschaftlich gerichteten Sozialismus. Die Auskinnaturen, die Kulturzeiferer mit dem zu altruistischen Ueberschwang aufreizenden Temperament sind von der Bewegung dieser Jahrzehnte nicht zu trennen. Ueberall hat die ungeheure Korruption im internationalen Parvenupolis leidenschaftliche Moralisten und Eiferer gegen den Mißbrauch des edelsten Menschheitsbesizes hervorgebracht. Wir finden sie als Schriftsteller und Agitatoren. Am häufigsten aber sind die Künstler ihre eigenen Propheten. Es ist nicht Zufall, daß Ruskin, Morris und ihre ganze Schule, daß Van de Velde und die meisten der kontinentalen Kunstkünstler im Anfang ihrer Thätigkeit überzeugte Sozialisten und Kommunisten waren. Die Verhältnisse machten sie dazu. Jede schwärmende Jugend geräth ins Lager der Weltverbesserer; aus Unzufriedenheit. Sie stellt sich ein Ideal vor Augen und ist empört, wenn die Welt es nicht praktisch verwirklichen will oder kann. In diesem Fall aber war die Unzufriedenheit berechtigt, weil heute die einfachsten Gesetze der Beschränkung mißachtet und die werthschaffenden Gedanken auf den Gebieten der Kunst und der Ethik durch Phrasen ersetzt werden. Dieser Künstler-Sozialismus war (so ist es bei der Jugend stets) gährender, unreifer Individualismus. Was sich wirtschaftspolitisch gab, war moralisch gemeint; das Revolutionäre war im Grunde recht

konservativ. Es giebt ja so gut einen reaktionären Sozialismus, wie es einen revolutionären Konservatismus giebt. Der agitirende Künstler predigte dem modernen Menschen Beschränkung auf seine wirklichen Bedürfnisse und Verzicht auf künstliche Reizungen, wie die Halbgebildung sie liebt; er verwies auf die Zeiten großer Kunst, geschlossener Kultur, erinnerte an die leichtsinnig aufgegebenen Traditionen und zeigte als Ziel den Willen, das chaotisch Formlose wieder in eine feste und dauernde Form

nejes Sozialismus waren die Arbeit könne vom modernen die Maschine, die Industrie, Romantik, die entsteht, wenn ist noch, als das sozialistische rechnen begann, als es in der frühe Form des Aristokratie sind stets aristokratisch veremente, die sich ihre Schaffens- eine kleine Anzahl von Aus- sachlichen Vernunftgründen ten sie beginnen, ihre Kunst- ihnen genommen, das ein- t, bevor es nicht Buchbinder Und solche Buchbinder gab egannen und eine bescheidene vielen von den Künstlern und Epoche werden für alle Zeiten Bewußtsein hervorging, An- überall eine heiße Ungebuld, hinter den weitausholenden ihren Instinkt für die Länge gt: des Weges zur Baukunst, um die Vorbereitung zu einer den, alle Willensregungen der aufkunst handelt? Es ist die verem und oft verstimmemd

h dieser Ueberschwang durch- em Pathos ausgesprochenen antif, sondern beziehen sich auf osane Dinge. Welche Geistes- enen Hausbesitzer die Vorzüge und zweckmäßig möblirten tschaft, als die Künstler ver- empfinden es ihnen als lausal Käufer solle auf Renaissance- , die seiner Art angemessen ommenen Formalismus des bedingungen rein entstehen zu

zu stützen. Wer beste Beweise für die Nützlichkeit o Verkündungen der Musik und Morris, nur die Han- Industrialismus erlösen. Diese beiden Utopisten haßten die Eisenbahn. Ihr Sozialismus war Romantik, jene das Individuum mehr will, als es kann. Aber selbst Glaubensbekenntniß mit Industrie und Maschine zu r That revolutionär wurde, war es immer mehr ein- tismus als etwas Anderes. Wahre Künstlernaturen anlagt. Und es handelt sich um wirkliche Künstlerempe- möglichkeiten langsam erobern mußten. Erst als sie traggebern mit ihren sozialistischen Moralpredigten, und theoretischen Argumenten überzeugt hatten, konnten gedanken praktisch anzuwenden. Jede Möglichkeit war sachte Ornament nur auf einen Buchdeckel zu zeichnen gab, die ihre Buchdeckel dafür zur Verfügung stellten. es erst, als die Predigten im Publikum zu wirken be- Nachfrage den Versuch lohnend erscheinen ließ. Die t ihren literarischen Helfern geschriebenen Bücher dieser t merkwürdig sein. Hinter einem Pathos, das aus dem walt grundlegender Geschehnisse der Zeit zu sein, sich praktisch zu bilden. Hinter dem Eifer, zu überzeugen, Gedankengängen erblickt der Leser heute schon den w- des Entwicklungsweges, der noch vor dem Künstler lie- bleibt es aber Worte, die zu groß sind, wenn es sich völkerumfassenden, alle Künste des Raumes beherrschend, Kollektivpsyche praktisch und geistig befriedigenden Be- Größe des Zieles, was die Künstler heute noch mit so sch- Tonfall reden läßt.

Sieht man genauer zu, so findet man, daß sie aus auf Realitäten stützt. Die mit alttestamentarisch Sätze verhalten nicht im hohlen Raum der Roman sehr wirkliche, sehr nothwendige, oft sogar auf sehr pr- anstrengungen sind nicht nöthig gewesen, um dem moder- eines sachlich gebauten Landhauses, eines vernünftig- Zimmers beizubringen; welche Aufregung hat es ver- suchten, einen Stuhl so zu konstruiren, wie ihr Form- und charakteristisch erscheinen ließ, als sie verlangten, bez- und Rokoko Möbel verzichteten, um Formen zu wählen sind! Um das Geschäftshausprinzip von allem über- Miethhauses zu befreien und es aus seinen eigenen K-

lassen, war ein Kampf nötig, als handle es sich um Religionsstreitigkeiten. Und wo immer der moderne Architekt heute noch versucht, aus dem wohlterwogenen Bedürfnis und aus seinem angeborenen und anergogenen Formengefühl Architekturen monumentaler Art hervorzubringen, da hat er sein Unternehmen gegen das akademische Dogma zu verteidigen, als wäre er ein Väterer der höchsten Väter.

Ein guter Kampf wars, den der werdende Architekt in den Jahren seiner Entwicklung geführt hat. Ein Kampf gegen alle Halbheit und Feigheit, gegen die Furcht, das nothwendig Gegebene frei und mutzig anzuerkennen und Rosen von den Dornen selbst zu pflücken. Hätte dieser Kampf auch nur die Impotenz der über die ganze civilisirte Welt verbreiteten, alles Natürliche erstöbenden modernen „Bildung“ gezeigt, so wäre er schon zu segnen. Aber er hat mehr erreicht. Er hat bedenken gelehrt, worin die Nothdurft unserer Tage besteht, wie die wahren Bedürfnisse beschaffen sind, wie sie sich entwickeln und konsolidiren können und wie ihnen die natürliche Befriedigung zu schaffen ist. Das Wüssen unserer Zeit haben wir in diesen Kontroversen kennen gelernt. So hat der Architekt oder vielmehr Der, des es werden will, seine Pflicht des freiwilligen sozialen Beamtenhumes im feinsten und höchsten Sinn geübt, hat die staatlich bürokratischen Beamten damit beschämt und ihnen die Herrschaft über die Geister an entscheidenden Punkten entzogen. Zum legitimen Anwalt sozialer Gemeinschaftsbedürfnisse hat sich der von der Malerei erzogene Architekt gemacht, indem er sich Schritt vor Schritt die einzelnen Gebiete zurückzuerobern anschickte, die er beherrschen muß, wenn er einst wieder der große Organisator sein und die Baukunst vorbereiten will, worin sich der Geist einer ganzen Zeit, einer ganzen Klasse spiegelt.

Das erste dieser Gebiete, worauf der Künstler seine Thätigkeit erstreckte, war das Handwerk. Ruhte er ein Apostel und Agitator werden, um den Kulturgedanken zu propagiren, so mußte er sich eine Weile in einen Universalhandwerker verwandeln, um dem Sachlichkeitgedanken Geltung zu verschaffen. Auch hier war es nötig, auf die elementaren Bedingungen, auf die einfachsten Bedürfnisse zurückzugreifen, um den formalistisch besangenen Handwerkergeist einer lebendig zweckmäßigen Arbeit fähig zu machen. Der Künstler traf auf seinem Weg zur Architektur ein vollkommen forrumpirtes Handwerk, das seinem Wollen unmöglich Organ sein konnte. Korruptirt durch die Maschine, die in wenigen Jahrzehnten die Handarbeit auf die Hälfte eingeschränkt hat und für die ein spezifischer Stil so bald nicht gefunden werden kann. Die technischen Erfindungen sind nicht nur dem Kunstsinne, sondern auch der einfachen Werkvernunft vorangeilt; da für die Maschine eine aus der Begegnung von Gebrauchszweck und Herstellungsbedingungen hergeleitete Arbeitsmethode nicht gleich gefunden werden konnte, war man strapellos daran gegangen, die gebräuchlichen Werkformen der Handarbeit recht und schlecht auf die Maschine zu übertragen. Das war nicht möglich, ohne daß jeder Reiz der Handarbeit aufgeopfert, das organisch Gedachte künstlich, das Individuelle roh schematisch gemacht wurde. Dem Handwerker entglitt die Verantwortung für seine Arbeit; wo er früher hatte denken und probiren müssen, da bediente er jetzt nur noch eine Maschine und achtete darauf, daß diese richtig funktionirte. Da nicht mehr Gelegenheit war, die Werkstättentraditionen anzuwenden, wurde sie vergessen und an ihre Stelle trat schnell und siegreich die empirisch erworbene Routine. Nicht mehr auf Bedürfnis, Zweck und Schönheit des Gegenstandes richtete sich der Gedanke,

sondern darauf, wie der unpersönlich gewordenen Nachfrage möglichst wohlfeil ein mannichfaltiges Angebot gemacht werden könne. Der parvenuhaften Geschmacklosigkeit von der Maschine künstlich Befriedigung schaffen zu lassen, galt und gilt zum größten Theil noch heute als das erstrebenswerthe Ziel des ganz kommerziell und industriell gewordenen Handwerks.

Aber die Nachfrage begnügte sich nicht damit, daß sie wohlfeiler von der Maschine empfing, was einst die Handarbeit geleistet hatte. Sie verlangte, je mehr die Produktion nun vervielfacht werden konnte, auch vervielfachte Formen. So kam es wie von selbst dahin, daß die historischen Schmuckformen aller Zeiten auf die Maschine eingerechnet wurden, daß die schauerhafteste industrielle Nachahmung des ehrwürdig Alten aufkam und für eine noch fehlende eigenthümliche Maschinenkunst ausbessern mußte. Aus dieser Zeit stammen die Teppiche, worauf barocke Plafonds dargestellt sind, Tapeten, die Sammetstoffe imitiren wollen, Möbel, die wie gothische oder antike Architekturen aussehen, und alle die Schrecknisse eines toll gewordenen Geschmacks, wovon seitdem so oft die Rede war. Als diese charakterlose Handwerksindustrie entstand und zum Theil sogar staatlich in den Kunstgewerbeschulen organisiert wurde, konnte das Bauhandwerk natürlich nicht zurückbleiben. Bald gab es kaum einen Handwerker mehr, der noch im Stande war, ein Fenster, eine Thür in guten Verhältnissen anzufertigen oder frei aus der Masse heraus organisch scheinende Stuckornamente zu modelliren.

Die Aufgabe des modernen Künstlers ist es geworden, die alte Handwerksfähigkeit in Erinnerung zu bringen und die Maschinenarbeit über das noch Technische hinaus werth- und kunstgemäß zu entwickeln. An die Werthpflanzentradition, an die Reize einer soliden und individuellen Handarbeit erinnerten vor Allem die Engländer, Morris an der Spitze; die Konsequenzen aus dem nothwendig Gegebenen zogen Van de Velde und die Kontinentalen, indem sie unternahmen, der Maschinentchnik eigene Ausdrucksformen abzurufen. Der Künstler begann, als er auf seinem Entwicklungswege in die Werkstätte, in den Maschinenraum gelangte, die Materialien wieder auf ihre Möglichkeiten, Bedingungen und Schmuckfähigkeiten zu untersuchen, die verschlunderten Techniken zu studiren und consequent auszubilden und diese neuen Erfahrungen, die im Grunde alte, verloren gegangene Erfahrungen sind, auf die lebendigen Bedürfnisse, wie er sie verstanden wissen will, anzuwenden. Er fragte sich ernsthaft: Was kann die Maschine und was soll sie? Und die Antwort, gewonnen aus der Annäherung von Kunst beschränkter Forderung und angespannter Leistungsfähigkeit, war stets eine charakteristische, eine moderne Form. Auf diesem Wege liebevollen Studiums wurde eine neuartige Verbindung von Hand- und Maschinenarbeit geschlossen; selbst die fabrikmäßig hergestellte Waare erhielt einen Schimmer des Individuellen. Alte Techniken wurden erneuert und jeder die spezifischen Ausdrucksmöglichkeiten abgewonnen; eine Aesthetik eigener Art ergab sich dem Probirenden aus den Materialexperimenten; und aus der Handhabung des Werkzeuges gingen Anregungen für eigenthümliche Form hervor. Die reichen Resultate eines anfangs unzulänglichen Probirens und des endlichen Gelingens liegen seit Jahren vor Aller Augen. Schon giebt es wieder eine Kunst der Tüpferei und Glasfabrikation, des Webstuhles und des Farbendruckes; der Tischler wird einer verständigen Werkstattarbeit zurückgegeben, der Bildhauer lernt wieder unmittelbar an der Mauer mit Meißel und Modellirholz arbeiten und ein einziger Gedanke der Sachlichkeit und Logik beginnt, alle Berufe zu durchdringen.

## Selbstanzeigen.

Vom Menschensohn. Christus-Erzählungen. Mit Bildschmuck von Philipp Schumacher. Köln a. Rh., J. P. Bachem.

Eine Probe:

### Das Gastmahl der Sünder.

Eines Abends hatten die Zöllner ein Gastmahl gerichtet und saßen nieder, um sich daran zu erfreuen. Weil die ehrbaren Frauen nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, hatten sie sich die Mädchen aus den schlechten Kneipen dazu eingeladen. Die waren in ihrem besten Putz erschienen, lachend und johlend, daß man es drei Straßen weit hören konnte.

Die Zöllner wollten nun mit den Mädchen recht lustig sein. Aber wie es so kam: als sie eine Weile beisammen gewesen waren, ging es mit der lauten Fröhlichkeit nicht mehr weiter, denn sie war ja nur gemacht und fand keinen Widerhall in den Herzen der Gesellschaft. Da sah es nämlich gar trüb und traurig aus und es sprach eine Stimme darin zu den Männern: „Was habt Ihr von all Eurem Geld und Gut und Wohlleben? Es drückt Euch wie ein Mühlstein und wird Eure Seelen zur Hölle niedergiehn, denn der Fluch von Witwen und Waisen, von obdachlosen Männern und hilflosen Greisen hängt daran!“ Und zu den Mädchen sprach die Herzensstimme auch und redete also: „Was hilft Euch, daß Ihr jung und schön seid? Besser wäre es Euch, einäugig und blatternarbig zu sein, als auf der Bahn des Lasters dahin zu gehn, immer weiter und immer tiefer in den Sündenpfuhl hinein, bis zum schrecklichen Ende! Weh Euch!“

Als nun die Stimme so redete und sich nicht betäuben noch überhören ließ, da wurden die Zöllner und Sünderinnen sehr betrübt, aßen nicht und tranken nicht, sondern saßen da wie bei einem Leichenmahl, bebten vor dem Jorn Gottes und wußten weder Rath noch Hilfe; denn sie konnten ihre Sünden nicht mehr ungeschehen machen, und wenn sie ihre rechte Hand, ja, die Augen aus dem Kopf dafür gegeben hätten. Es wurde so still im Gemach, daß man das Knistern der brennenden Lampen hören konnte, und von draußen her klang das Rieseln der Brunnen herein und das Rauschen der hohen Baumwipfel im Nachtwind. Plötzlich zuckte eins der Mädchen zusammen und rief: „Wer kommt da die Gasse herab und geht auf das Haus zu? Wessen Schritt ist?“ Alle horchten auf, denn der Klang dieses Schrittes war ihnen bekannt, obwohl sie ihn heute zum ersten Mal hörten. Er tönte wie das Wehen des Frühlingswindes, vor dem der Winter entflieht. . . „So schreitet nur Einer“, flüsterten die Lauscher mit erlassenden Lippen und sahen einander erschrocken an. „Jesus von Nazareth kommt zu uns!“

Nun war der Richter vor der Thür und ihr Verdammungsurtheil sollte gesprochen werden. So dachten die armen Sünder und einige von ihnen sprangen auf, um zu fliehen, aber ihre Füße waren wie angewurzelt, daß sie nicht fort konnten; andere jankten in die Kissen ihrer Lager zurück und suchten sich darin zu verstecken; die Mädchen aber schmiegteten sich in einem zitternden Haufen zusammen und hielten die Hände vor ihre geschminkten Gesichter.

Dabei kam der Schritt immer näher. Und siehe: nun trat Einer über die Schwelle, dessen Anblick war eitel Güte und Barmherzigkeit, dessen Hände waren

Allen entgegengestreckt, wie die eines Bruders, der zu seinen Geschwistern kommt, und dessen mildlächelnde Lippen sprachen den Gruß: „Der Friede sei mit Euch!“

Einen Augenblick lang standen Alle wie erstarrt; dann löste sich der Mann in einem tiefen Aufathmen und der Hauswirth wagte, vorzutreten, um den wunderbaren Gast zu begrüßen. „Wie geschieht mir, daß Du zu uns kommst, o Herr!“ flammelte er verwirrt und befangen.

„Ihr habt mich ja eingeladen!“ antwortete der Menschensohn.

„Wir . . . ? Wann hätten wir gewagt, Dich einzuladen, Herr?“ fragten Alle durcheinander, mit großem Staunen.

„Euer Leid um Eure Sünden hat mich gerufen. Und nun bin ich bei Euch, um das Nachtmahl mit Euch zu halten.“

Langsam, langsam begriffen die armen Seelen, daß der Herr ihre besleckte Menschlichkeit noch so weit achtete, daß er als Mensch mit ihnen verkehren wollte, um ihnen seine Güte zu beweisen. Wie sie sich nun beeilten, ihn zu ehren und zu bedienen! Sie rühten ihm das beste Polster zurecht, sie boten ihm einen Goldbecher mit edlem Wein, sie setzten ihm die auserlesensten Speisen vor und in ihre verdüsterten Augen kam ein sanftseliges Leuchten, als sie sahen, daß Jesus ihr Kahl annahm und mit den Sündern aß, als seien sie Gerechte.

Auch die Mädchen wagten sich nun herbei, eine nach der anderen, nachdem sie sich vorher die Schminke von den Gesichtern gewischt hatten, weil sie sich der grellen Farben schämten. Sie nahmen ihre Blumenkränze von Kopf und Schultern und legten sie um das Lager des Herrn herum, so daß es aus lauter Blüten herauschaute; dann kauerten sie sich ihm zu Füßen auf der Erde nieder und blickten auf den Heiland, mit großen, nach Gnade hungernden Augen.

Der Menschensohn aber sprach zu den armen Sündern und Sünderinnen wie eine Mutter zu ihren Kindlein; er erzählte ihnen eine wunderbare Geschichte von einem Vater, der zwei Söhne hatte. Der eine war brav, aber der andere lief vom Haus weg und ergab sich einem schlechten Lebenswandel, ward bitter dafür gestraft und litt und häßte, bis er das Einzige that, was nothwendig war: er machte sich auf und ging zu seinem Vater, um dessen Verzeihung zu ersehen.

Wie die Sünder aufhorchten, um nur ja kein Wort zu verlieren! Wie sie die Qualen des verlorenen Sohnes verstanden und wie ihre Herzen vor Angst pochten, was nun der Vater mit dem Reuigen beginnen werde! Weinend sprachen sie seine Worte nach und schlugen sich dabei an die Brust: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor Dir, ich bin nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße!“

Jesus aber blickte die Armen mild an mit seinen Heilandsaugen und seine Stimme klang sanft wie der Ruf der Turteltauben im Wald, als er ihnen weiter erzählte, wie der Vater den Wiedergefundenen an sein Herz nahm und wie er sich freute, ihn bei sich zu haben, und wie das ganze Haus mit ihm jubelte, genau so, wie der Vater im Himmel und seine Engel sich freuen, wenn ein Sünder Buße thut.

Da verklärten sich all die bekümmerten Gesichter der Zuhörer, der letzte Rest von Härte, Gemeinheit und Tücke wich daraus, bis sie gut und unschuldig aussahen, wie damals, als sie noch am Knie der Mutter spielten, und wie Kinder hoben sie die Hände und flehten, in rührendem Vertrauen: „Herr lehre uns, was wir zu thun haben, um in das Reich Gottes zu kommen!“

Jesus aber sah ihren guten Willen und begnadigte sie deshalb. Er hob die

Hand über ihre Häupter und sprach sie los von ihren Sünden, daß diese ausgeiligt wurden vor dem Angesicht Gottes. Dann lehrte er sie den Weg des Lebens und redete die ganze Nacht mit ihnen, bis er bei Tagesgrauen von ihnen schied, um an anderen Seelen das Werk seiner Gnade zu thun. Sie geleiteten ihn weit vor die Stadt hinaus; zum Abschied segnete er sie und sie knieten im Feld und schauten ihm nach, so lange sie sein weißes Gewand noch schimmern sahen. Nachher aber gingen sie hin und gaben ihr unrecht erworbenes Gut an die Armen, verdienten sich von nun an ihr Brot mit ehelicher Arbeit, waren oft beisammen im Gebet und Andacht und lebten bußfertigen Herzens in allen guten Werken, gleich Gerechten.

Als die Pharisäer und Schriftgelehrten davon hörten, ärgerten sie sich und spotteten: „Dieser Jesus nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.“ Das kam dem Herrn zu Ehren und er sprach: „Wahrlich, ich sage Euch, daß die bußfertigen Bössner und Dirnen vor den Kindern Gottes in das Himmelreich eingehen werden!“

Düsseldorf.

Anna Freilin von Krane.

### Die moderne Friedensbewegung. B. G. Teubner, Leipzig. Eine Mark.

In diesem Buch ist der Versuch gemacht worden, das Wesen, die Ziele und die Geschichte der Friedensbewegung, gegen die jetzt so viel geschrieben wird und über die man im Allgemeinen so wenig unterrichtet ist, kurz darzulegen. Im ersten Kapitel werden die landläufigen Mißverständnisse widerlegt, im zweiten Kapitel wird das hanger Werk, im dritten das Rüstungsproblem dargestellt. Das fünfte Kapitel giebt einen Ueberblick über die Entwicklung und den Umfang der modernen Friedensbewegung. Im sechsten Kapitel versuche ich eine chronologische Darstellung der pazifistischen Bewegung vom Gottesfrieden auf der Kirchenversammlung zu Clermont im Jahr 1095 bis zur Verminderung des Rüstungsbudgets an der franko-italienischen Grenze im Dezember 1906. Gerade diese chronologische Darstellung kann den Umfang und die Erfolge der modernen Friedensbewegung deutlich veranschaulichen. Daß mein Büchlein einem Bedürfnis entspricht, glaube ich mit den beiden Aussprüchen zweier deutschen Völkerrechtsjuristen zu erweisen, die ich als Motto voransetzte und die hier kurz wiedergegeben seien. Professor Niemeyer in Kiel sagte: „Die Bedeutung der Friedensbewegung fordert, wegen ihrer nicht fernher leugbaren positiven Erfolge, aber auch wegen ihrer weitergehenden positiven Bestrebungen, die ernsteste Beachtung. Die praktische wie die wissenschaftliche Völkerrechtspflege sind jedenfalls nicht mehr in der Lage, die Friedensbewegung als Utopie bei Seite zu schieben, müssen sie vielmehr als Faktor der Entwicklung respektieren.“ Professor Jörn in Bonn, einer der Delegirten Deutschlands auf den Friedenskonferenzen, sagte: „Die moderne Friedensbewegung lediglich mit einem spöttischen Achselzucken abzuthun, wie es vielfach noch heute in Deutschland Mode ist, geht nicht an; ihre Ideen sind in der ganzen Welt verbreitet und bilden einen nicht unbedeutenden Faktor im heutigen Völkerleben, müssen also sorgsam beachtet werden, zumal sie an einzelnen Stellen ungewisselhaft schon direkten Einfluß auf die praktische Politik gewonnen haben und ihr mittelbarer, indirekter Einfluß gar nicht in Abrede gestellt werden kann.“ Den zahlreichen Sceptikern, denen ich momentlich unter den Lesern der „Zukunft“ zu begegnen hoffe, mögen diese Aussprüche Veranlassung geben, sich die kleine Arbeit und die Friedensbewegung selbst einmal in der Nähe anzusehen.

Wien.

Alfred S. Fried.

## Halbjahresabschluss.

Der dreißigste Juni hat für die Börse fast die selbe Bedeutung wie der ein- unddreißigste Dezember. Viele Aktiengesellschaften schließen die Bilanzen per Ultimo Juni, machen Dividendenvorschläge und geben der Spekulation Gelegenheit, den Kurs der Aktien an der Höhe der Rente zu ermessen. In solchen Zeiten regt sich die Lust am Spekulieren mit neuer Kraft. Diesmal hat langer Schlaf den Körper gestärkt. Die Leute, die der Ruhe bedurften, haben sich erholt und vom eintönigen Plätschern des Springbrunnens im Vichhof der Börse eingelullt, sich auf den schattigen Stammplatz in Karlsbad oder Gastein geträumt. Jetzt möchte man noch in letzter Stunde das Geld für die Sommerreise verdienen. Ein paar Dividendenschätzungen haben die Erwartungen aufs Höchste gespannt: Bochumer, Rhein Stahl und Phönix, so heißt es, werden drei Prozent mehr als im Vorjahr geben. Das wird als gute Vorbedeutung betrachtet, obwohl „Schätzungen“ immer unsicher sind; bis die Anträge herauskommen, kann anderes Wetter sein. Und dann dauerts wieder Wochen bis zur Generalversammlung, die erst den Punkt über das *i* und die Dividende auf den Coupon setzt. Trotzdem: man hat lange genug auf Anregungen gewartet und will mit der Sonnenwendhauffe nicht bis zu den Tagen des Hundes zögern. Die Möglichkeit einer (wenn auch nur vorübergehenden) Kurssteigerung ist nicht ausgeschlossen. Die meisten Kurse sind ja noch viel niedriger als im Juni 1906 und im Januar 1907. Als Beispiele wähle ich Gesellschaften, deren Betriebsjahr Ende Juni abläuft:

	5. 6. 06	5. 1. 07	14. 3. 07	5. 6. 07
Bochumer	256,80	252,—	223,50	227,75
Laura	246,25	246,70	225,—	225,—
Hoefch	249,—	249,60	217,10	229,10
Deutsch-Luzernburg	212,—	206,—	170,60	187,50
Bismardhütte	347,25	350,—	315,—	325,50
Phönix	218,10	227,75	192,—	206,90
Rhein Stahl	210,—	208,—	181,—	193,25
Rombacher	227,10	224,75	204,—	195,—
Wittener Guß	287,—	272,60	232,—	252,25

Dabei sind die Werte gut beschäftigt, Bochumer, Rhein Stahl und Phönix sollen diesmal 2 oder 3 Prozent mehr verteilen, die Quartalsergebnisse der Laurahütte sind besser als im vorigen Jahr: trotzdem ist der Aktienkurs um 20 bis 30 Prozent niedriger als im Juni 1906. Und seit dem tiefsten Stand im März dieses Jahres war die Erhöhung gering. Sind die fetten Jahre wirklich vorüber? Die meisten Geschäftsberichte glänzen noch in leuchtenden Farben; täglich hört man von Aufträgen, die auf Monate hinaus Beschäftigung sichern, und selten nur wird vor überschwänglichen Erwartungen gewarnt. Im Privatgespräch aber äußern sich gerade die Erfahrensten oft anders; und man sollte ihre Stimme nicht überhören.

Die Berichte aus den Montanbezirken widersprechen einander. Während von der einen Seite gemeldet wird, bei den Eisenwerken sei von einem Nachlassen der Konjunktur und einer Verschlechterung des Abrufes nichts zu merken, heißt auf der anderen Seite, die Schwächung des Eisenmarktes sei unverkennbar und eine lebhaftere Bewegung für die nächste Zeit kaum zu erwarten. In dieser Wirrnis findet man sich schwer zurecht. Wahr ist, daß die Nachrichten vom englischen und

amerikanischen Eisenmarkt sehr günstig lauten. In Widdlesbrough nehmen die Vorräte von Clevelandeisen immer mehr ab und Amerika hat so großen Bedarf, daß die Nachfrage nach deutschem Roheisen und Halbzeug beständig wächst. Dem Weltmarkt geht's also gut; fraglich ist nur, wie weit wir davon profitieren können. Die Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren zeigt, nach den vorliegenden Ziffern, keine ununterbrochen ansteigende Kurve, sondern läßt im April schon einen Rückgang gegen den März erkennen; und die Exportüberschüsse dieses Jahres bleiben hinter den Ergebnissen des vergangenen Jahres zurück. Diese Entwicklung verläuft also nicht parallel mit dem Weltmarktgeschäft und zeigt, daß der Export bei uns vernachlässigt worden ist. So lange ein starker inländischer Bedarf dafür einen Ausgleich bietet, hat die Vernachlässigung nichts zu sagen; wenn jedoch die Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes sich verringert, muß, unter normalen Umständen, das Ausland die überschüssigen Mengen aufnehmen. Diese Möglichkeit muß also offengehalten werden. Fast möchte man glauben, daß die großen Montanverbände diese Notwendigkeit vergaßen, als sie die Ausfuhrvergütungen beseitigten. Zuerst thats das Kohlen Syndikat; jetzt ist ihm der Stahlwerkverband gefolgt. Wird der Export durch künstliche Mittel nicht am Leben gehalten, so hat er, wenn man ihn braucht, vielleicht die besten Absatzgebiete verloren. Das ist die eine Sorge der Industrie. Auch die zweite rührt vom Stahlwerkverband her. Dieses neu organisierte Kartell hat sich bis jetzt als Ruhestörer erwiesen. Die Beteiligungsziffern haben sämtlich eine Verschiebung erfahren: mehr Stabeisen und weniger Halbzeug. Dadurch wird, wie ich hier schon einmal sagte, die Absatzkontrolle des Verbandes geschwächt. Jetzt fürchtet man die Folgen des Systemwechsels und möchte am Liebsten durch Errichtung eines neuen Stabeisenverbandes dem Stahlwerkverband eine Stütze bieten. Die reinen Walzwerke aber, denen der Bezug des Halbzeuges und der Export der Fertigfabrikate erschwert wird, hängen um ihre Existenz. Auch die Bauhätigkeit läßt nach und der Bedarf an Trägern, Pfosten, Riegeln, Schloßern wird geringer. Das Trägergeschäft hat eine wichtige Stellung im Eisenhandel und der Stahlwerkverband ist, bei der weiter vorgeschobenen Position des Stabeisens, auf den guten Absatz von Trägern angewiesen. Jetzt ist der Leihgeldzins so hoch, daß nicht viel gebaut wird, also auch das Trägergeschäft stockt. Ein wenig beachtetes Symptom dieser Verhältnisse ist der Rückgang des Kurses von Hypothekendarlehen; eine seltene Erscheinung, da die Dividenden der meisten Pfandbriefinstitute kaum je einer Schwankung ausgesetzt sind. Gefährlich ist für die Hypothekendarlehen nicht; die Haupteinnahme, die aus der Differenz zwischen Pfandbrief- und Hypothekenzinsen kommt, bleibt ihnen ja. Schlimm dagegen ist für das Baugewerbe und die von ihm lebenden Industrien; wenn Pfandbriefe im Betrag von zwei- bis dreihundert Millionen keinen Absatz finden, fehlen diese Summen natürlich den Bauindustrien.

Der Geldmangel hindert die Werke, durch Erweiterung der Anlagen sich der gesteigerten Nachfrage anzupassen. Die Zunahme der Roheisenproduktion, die von 1901 bis 1906 von 7 $\frac{3}{4}$  auf 12 $\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen gestiegen war, hat sich in den ersten Monaten dieses Jahres beträchtlich verlangsamt. Die Betriebe haben die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit eben erreicht und könnten sie nur erweitern, wenn sie neue Anlagen herzustellen vermöchten. Dazu aber gehört Geld; und das ist in der Zeit des Halbjahresabschlusses noch immer knapp. Der amtliche Wechselzinsfuß ist um 1 Prozent höher als im Juni 1906 und trotzdem ist der Status der Reichsbank noch

um 100 Millionen schlechter als im vorigen Jahr. Man hofft, noch im Juni werde es möglich sein, den Diskont auf 5 Prozent zu ermäßigen. Damit ist aber zur Beseitigung der Geldknappheit nicht viel gethan, denn der Industrie kommt heute gar nicht darauf an, ob sie 6 oder 7 Prozent für Bankgeld zahlen muß; wenn sie nur überhaupt welches bekommt. Der Generalsekretär der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, Hofrath Pranger, hat in der Generalratssitzung erklärt, daß eine Ermäßigung des Bankzinsfußes, der  $4\frac{1}{2}$  Prozent beträgt, für dieses Jahr ausgeschlossen sei; man müsse mit einer Erhöhung der Rate rechnen. So sieht schon in Oesterreich aus, wo das Geschäftsleben doch ruhiger ist als bei uns. Der Unterschied pflegt sich gewöhnlich in einer einprozentigen Differenz des Wechselzinsfußes auszudrücken. Die ist schon vorhanden; das Höchste, was wir also erwarten dürfen, ist ein Minus von  $\frac{1}{2}$  Prozent. Die Bankleiter sehen den Dingen gelassen zu. Die Börse brauchen sie nicht; wenigstens hat jüngst einer der Bankkönige stolz erklärt, wenn sie wollten, würden sie das gesammte Börsengeschäft in die Bankenkassens verlegen. Das ist leicht gesagt und der Ruf eines originellen Kopfes mit solchen Paradoxen billig erkauft. Wenn sich das Effekengeschäft aus der Oeffentlichkeit der Börse immer mehr hinter die verschlossenen Schalter der Banken verzieht, kommen wir aber zu ungesunden Zuständen. Einem Bankherrschler wurde neulich der Satz zugerufen: „An der Börse sitzt Ihr, daß man glauben muß, die Pleite sei schon da; und in Euren Depositentassen stopft Ihr den Leuten so viele Papiere in den Taschen, wie hineingehen.“ Drahtlich; aber deutlich als Ausdruck des Verhältnisses, das zwischen Börse und Banken besteht.

Die Zukunft der drei- und dreieinhalbprozentigen Anlagepapiere macht den Banken manche Sorge. Schon glauben Viele an eine Umverthung aller Werthe. Als Bayern eine vierprozentige fundirte Anleihe aufnahm, hieß es, die neue Wera der vierprozentigen Staatsanleihen habe begonnen. Viel Lärm um nichts. Bayern hatte erst vor sechs Jahren eine vierprozentige Anleihe emittirt, deren Betrag fast dreimal so hoch war wie die Summe der jezigen Emission. Wenn die bayerische Regierung, wie das Reich, Preußen, Württemberg und Oldenburg, Schahanweisungen ausgegeben hätte, müßte sie jetzt unverhältnißmäßig höhere Zinsen dafür bezahlen, als die anderen Schuldner für ihre Schahwechsel aufgewendet haben; auch ist der Betrag der neuen bayerischen Anleihe nicht so hoch, daß die Transaktion besondere Beachtung verdiene. Wer einmal vier Prozent zahlt, braucht sie darum noch nicht immer zu zahlen; ungewöhnliche Umstände fordern ungewöhnliche Mittel. Die Kurse sind gefallen, weil der Zinsfuß höher geworden ist. Da die Bewegung des Zinsfußes von der wirtschaftlichen Konjunktur abhängt, wird das Geld wohl wieder einmal billiger und das Kursniveau für die Anleihen höher werden. Dann brauchen die Regierungen nicht mehr „Weldnothpreise“ für ihre Anleihen zu zahlen, sondern können getroßt wieder auf den alten Typus zurückkommen. Die Verblüffung über die vierprozentige Bayern hat allerlei Kengste erregt. Die Hypothekensbanken, hieß es, können nur noch  $4\frac{1}{2}$  prozentige Pfandbriefe ausgeben. Was diese Nothwendigkeit für den gesammten Kredit bedeuten würde, ist Denen, die solche Möglichkeit andeuteten, wohl nicht in den Sinn gekommen: für den Immobilienkredit eine Erhöhung des Zinsfußes auf 5 Prozent. Das wäre, wenn man die gesammte Verschuldung in Deutschland auf 40 Milliarden und die Verzinsung auf 4 Prozent gleich 1600 Millionen veranschlagt, eine Mehrausgabe (für Zinsen) von 400 Millionen Mark jährlich. Um diesen Betrag würde das Gesamtvermögen und damit die Kaufkraft des Volkes verkürzt werden. Spielt lieber nicht mit dem Feuer! Labon.

## Militaria.

(Aus Briefen.)

Hat man zur Sünde keine Kraft,  
So wird man schließlich tugendhaft.

I. **S**ie näher der Termin der Haager Konferenz heranrückte, desto eifriger bemühten sich die Staaten, wohlgerüstet (natürlich nur mit Argumenten) auf dem Friedensschauplatz zu erscheinen. Besonderen Eifer soll Englands König gezeigt haben. War er nicht von Jugend auf zum Friedensengel prädestinirt? Er will die Welt glücklich machen; Manche sagen: Wenns sein muß, sogar mit Waffengewalt. Und wieder Andere beklagen, daß er bei den entarteten Nachkommen Richels kein Verständniß finde. Nach vielhundertjährigem Schlummer sind wir erwacht und unseres Rechtes uns bewußt geworden; aber auch, seit wir Kraft und Fähigkeit zu entwickeln vermochten, das Sorgenkind der Welt, besonders das unserer englischen Vettern. Schlimm genug, daß aus dem Harlekinleide des alten Reiches ein einsarbiger, gutsitender und dauerhafter Rock hergestellt wurde; unerträglich ist und bleibt aber, daß englische Baumwolle, Eisenwaaren und andere Artikel von Jahr zu Jahr schwerer mit deutschen Erzeugnissen konkurriren konnten und ihnen hier und da sogar weichen mußten. Dazu das rasche Wachsthum der deutschen Kriegs- und Handelsflotte. Das Alles gefährdet, nach britischer Auffassung, den Weltfrieden. Deshalb war König Eduard so fleißig. In Paris, Cartagena, Gaeta; auch mit Kopenhagen und Christiania soll der Verkehr recht lebhaft gewesen sein. Er hat überall Freunde gefunden und nicht nöthig gehabt, die haager Bundesgenossen mit der Abtretung von Gibraltar, Malta, Cypren zu bezahlen. Wenn England von Abrüstung spricht, denkt es zunächst natürlich an die Flotte; es will die Vortheile der insularen Lage in Ruhe genießen und gegen Störungen des Handels und der Lebensmittelzufuhr gesichert sein (das im eigenen Land Produzirte reicht ja nur für einen Zeitraum von vier bis sechs Wochen). In einem Krieg Englands gegen eine kontinentale Großmacht werden nicht die Machtmittel den Ausschlag geben; eine Landung in England ist heute höchst unwahrscheinlich und Seeherrschaft allein könnte den Kontinentalstaat nicht niederrwingen. Nachgeben muß das Land, das den durch den Krieg bewirkten Nothstand nicht länger zu ertragen vermag. Vor dieser Gefahr aber können England die größten Dreadnoughts nicht schützen; auch nicht die Schiffe der spanischen Zukunftflotte, die einigemal an *enateauX en Espagne* erüffern. Von Voreil weisheit ist Großbritanien ärger bedroht als ein kontinentaler Großstaat. Denkbar wäre deshalb, daß England im Haag seinen alten Widerstand gegen die Freiegebung des auf der See schwimmenden Privateigentumes fallen ließe. Dann dürften die Kontinentalmächte sich nicht durch den humanitären Schimmer des Antrages blenden lassen, sondern nur ihr eigenes Interesse bedenken. Die englische Marine soll unter allen Umständen ja so stark bleiben wie die Flotten der beiden nächstgrößten Seemächte; heute erreicht ihr Tonnengehalt fast den der drei nächstgrößten Flotten: einerlei also, ob ein paar Ratten austrangirt, ein paar neue Schiffe noch nicht sofort gebaut werden. Der *two power standard* bleibt. Außerdem will Brasilien drei, Chile und Argentinien je ein Schiff vom Dreadnought-Typus in England bauen lassen; von Spanien wissen wir noch nichts Genaues. Wenns mit dem Weltfrieden nichts wird und die Noth befiehlt, kann keine Macht der Erde die englische Regierung hindern, diese fünf

modernen Kriegsschiffe ihrer Flotte einzugliedern. Die Seeherrschaft und der Küstenschutz ist den Briten also noch ziemlich sicher. Ist damit aber, wie in der Zeit von Trafalgar, alles Blüthenwerthe gewonnen? Damals konnte das Inselreich seine Bevölkerung ernähren und noch Lebensmittel exportiren. Heute wäre bald Nahrungsmangel, die Preise würden nach kürzester Frist auf eine den Arbeitern unerreichtbare Höhe steigen: und dann hätte die stärkste Flotte nicht; dann müßte das Land des Union Jack kapituliren, wenn es nicht im Stande wäre, die erforderlichen Riesenzufuhren über See zu sichern. Da ist der wunde Punkt in der britischen Weltmacht. Auch bedenkt mancher Engländer schon heute, daß im Bau der Unterseeboote wichtige Fortschritte gemacht worden sind. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo man zum Transport von Truppen auf kurze Strecken Schiffe von zehntausend und mehr Tonnen bauen und verwenden kann. *Rule, Britannia, rule the waves?*

II. Spätherbst 1891. Etwa zwanzig Monate waren seit der Entlassung des Fürsten Bismarck vergangen. Voll dampf voraus nahm das Staatsschiff den damals noch neuen Kurs. Die sichere Hand des treuen Piloten, des alten, fehlte. Noch wußte man nicht, wohin es gehe, mit welcher politischen, welcher wirtschaftlichen Ladung das Schiff heimkehren werde. In einem der Balkanstaaten, bei deren Regirenden man nur die Epidemias zu entfernen braucht, um Tataren zu finden, und deren Vertreter in Paris in der Kurde als Comte oder Prince, sonst aber als Tzigane bezeichnet zu werden pflegen, fand damals ein beträchtlicher Regierungsauftrag zur Dignation oder Abjudikation (so nennt man's ja wohl). Von deutschen Häusern konkurirte eins der angesehensten der Montan- und Maschinenindustrie (nicht die Firma Krupp). Ein paar Jahre vorher noch hatte es umfangreiche Aufträge nach eigenen Projekten zur Zufriedenheit des Balkanstaates ausgeführt. Trotzdem erhielt, wider alles Erwarten, diesmal die französische Industrie den Auftrag. In einem Gespräch, das der Vertreter der deutschen Firma bald nachher mit einem deutschen General hatte, foramirte ihn Dieser mit den Worten: „Na, diesmal seid Ihr ja hereingefallen; daran werden wohl Eure hohen Preise schuld gewesen sein.“ „Nein, Herr General“, war die Antwort, „nicht unsere hohen Preise tragen die Schuld, sondern unser Generalagent. Vor wenigen Jahren hatten wir einen geschickteren.“ „Wer wars denn damals?“ „Der Herzog von Lauenburg, der zu jener Zeit allerdings noch Fürst Bismarck hieß.“ Der General soll ein nicht sehr kluges Gesicht gemacht und sich recht unfreundlich abgewandt haben. An dieses wahre Geschichtliche wurde ich jedesmal erinnert, wenn ich in den letzten Jahren las, kleine Staaten im äußersten Osten oder Westen Europas oder gar in Südamerika hätten ihr Kriegsmaterial bei französischen Fabriken bestellt. Das geschah nicht ganz selten. Der deutschen Industrie sind auf diesem Weg wohl hundert Millionen entgangen, von denen auch den Banken eine wahrscheinlich nicht kleine Finanzirungsprovision zugefallen wäre. In Frankreich verbündeten sich Regierung und Finanz, um der heimischen Industrie Aufträge zu verschaffen, die fremde Staaten zu vergeben haben. *L'argent français est une force nationale. Il est donc très naturel qu'il serve à des fins nationales.* Im April stand's im Temps; und bei der Besprechung eines in der letzten Zeit viel erörterten Auslandsgeschäftes sagte der selbe Redakteur, das französische Geld könne nur verwandt werden *avec des garanties non seulement financières, mais aussi politiques.* Wir aber sehen, daß Serbien und Bulgarien, Spanien und Portugal (und nicht sie allein) ihr Kriegsmaterial anderswo kaufen, und fragen betrübt: *Où sont les neiges d'antan?*

# Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit  
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

**Moritz Mädler**

Leipzig

Petersstr. 8

Berlin

Leipzigerstr. 101/2

Hamburg

Nenerwall 84

Frankfurt a. M.

Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenan.

## SCHWARZBURG

Beste Pension \* \* \* \*  
Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad \*  
Bürgerliche Preise \* \*

## Weisser Hirsch

### Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

## Goerz-Anschütz- Klapp-Camera „Ango“

mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Für  
**Fachleute**  
und  
**Amateure.**



Für  
**Fachleute**  
und  
**Amateure.**

Leicht, stabil, kompends und elegant.

### Neues Modell.

Von aussen verstellbare, geschlossen aufziehender Schlitzverschluss für Zeit-, Ball- und Momentaufnahmen (bis  $\frac{1}{1000}$  Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fernaufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

Optische  
Anstalt

**C. P. Goerz,**

Aktien-  
Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56.

London

Paris

New York

Chicago

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.  
Freitag, den 14., Sonnabend, den 15., Sonntag,  
den 16. und Montag, den 17. 6.

# Der Jongleur

Leitung:  
K. Meinhardt und Rud. Bernauer.

**Kammerspiele.**  
Geschlossen.

### Kleines Theater.

Bis auf Weiteres täglich Abends 8 1/2 Uhr  
**Gastspiel Frank Wedekind**  
in „Rabbi Esra“ und „Der Kammer-  
sänger.“ Vorher: „Der Friede des  
Hauses“ v. Maupassant.

### Neues Theater

Anfang 8 Uhr  
Freitag, den 14. und Sonnabend, den 15. 6.

# Die Condottieri.

Weitere Tage: **Geschlossen.**

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

# Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 8 Bildern von Julius Freund.  
Musik von Victor Hoffmeyer.  
Bender. Bella Frankbe  
Joseph. Georg Kaiser  
Phila Wolff.

**Cabaret** Unter den  
Linden 22.  
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.  
**Eliteprogramm** Schläger auf  
Schläger.

## Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer)

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. \* Künstler Doppel-Konzerte.

**Für Magen-, Darm-, Zucker-Gichtkranke,  
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Borst. 9

Sanatorium f. Magen-, Darm-  
Leberleidende u.

## Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer  
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

## Meiningen

Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

## Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, behaute Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

## Berliner-Theater-Anzeigen

# Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz — Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 14.  
Sonnabend, den 15.  
u. Sonntag, den 16./6.

# Hopfenraths Erben.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

## Komische Oper

Bis auf Weiteres täglich Abends 8 Uhr

### Hoffmanns

### Erzählungen

(Sommerpreise, keine Vorverkaufsgeb.).

Gratis  
Leitfaden für **Briefmarkensammler**  
**Philipp Kosack**, Berlin, Burgstr. 12.

## Lustspielhaus in Berlin

Bis auf Weiteres täglich Abends 8 Uhr

Wiener Ensemble-Gastspiel

### Die Welt

### ohne Männer

(Pepi Glückner als Gast).

# Dr. Ziegelroth's

für junge Mütter 5) Luftbad.

**Dr. Ziegelroth's Sanatorium**, Zehlendorf b. Berlin, Wannesebahn

Schriften: 1) Ueber Arterienverkalkung. 2) Moderne Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) Nervenleiden, Herzleiden, Magenleiden, ihr innerer Zusammenhang u. natu. gemässe Behandlung. 4) A-B-C

Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannesebahn

### Ermahnung.

## Gebt Euren Mädchen und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

## Wer Abstinenzler nicht mag sein Der trinke Poetko's Apfelwein.

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beereneine marschieren überall voran. Preisliste postfrei.

**Ferd. Poetko, Guben 18.** Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

## Vornehme Menschen, Lebensfrohe und Blasierte schreiben an

P. P. L.: 1. Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Malwerken eines Stümpers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographischen Arbeiten für mich anzufertigen. . . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen. . . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine dardurch vornehme psychologische Praxis aus. Auch die bekanntesten Werke von P. P. L. sind direkt von ihm zu beziehen: „Seelen-Aristokraten“ (franko gegen 12 M.); „Die Frau für den Nervösen“ (franko gegen 1.10 M.); „Lockende Lusi“ (Inhalt: Sensitive Naturen etc. 2.30 M.) Diese Bücher werden von Einsamen wie von Weltkriegern ungewöhnlich geleistet. Die ihren Anteil am Lebensglück vom Schicksal erhoffen, geniessen bei der Lektüre ein spannendes inneres Erlebnis. Kämpfende fühlen sich innig verstanden. Ein Schleier fällt — sie schauen gleichsam in einen Krystall. Sie schauen in ihr Leben hinein wie am Vorabend einer Entscheidung. Wer diese Bücher nicht auf sich wirken lässt, der hat noch nicht erfahren, was Wesen des Willens sind. (Bedeutame Kritiken enthält Prospekt.) Derkende Menschen, die Nützlichtes tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzusendenden Schriftstücken von eigener oder von Fremdehand etc. Adresse für Bücher- wie für Charakterisierungswünsche P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg. I. H. Kreuz.

# Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung

Berlin - Schöneberg

15. Mai 1907

15. September 1907

Protector der Gesamtausstellung:  
Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der  
deutsche Kronprinz.

Protector der Kolonial-Ausstellung:  
Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht  
zu Mecklenburg.

Das Offizielle Verkehrsbureau der Ausstellung, das  
**Reisebureau der Hamburg-Amerika Linie, Berlin W., Unter den Linden 8**  
und auf dem Ausstellungsgelände, arrangiert wöchentlich  $3\frac{1}{2}$  und  $4\frac{1}{2}$  tägigen Aufenthalt  
in Berlin inkl. Hotel, Verpflegung, Besichtigungen etc. in bester Ausführung für den  
Preis von M. 75.— bzw. M. 100.—. Für Vereine können bei genügender Beteiligung  
(ca. 200 Personen) Extrazüge für die Reise nach und von Berlin gestellt werden. — Pro-  
gramme gratis durch das Reisebureau und dessen Filialen.

## DAMUKA

# NEU ERÖFFNET DEUTSCHES WEINHAUS

I. RANGES. \* Hof-Traiteur TH. FEILBACH.

## Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

## Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen,  
Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u.  
Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

# Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.

# MORGEN

NEUE WOCHENSCHRIFT  
HERAUSGEGEBEN VON:

WERNER SOMBART

RICHARD STRAUSS

H. V. HOFMANNSTHAL

GEORG BRANDES

RICHARD MUTHER

:: DAS HEFT 50 PF. ::

VIERTELJAEHRL. 6 M.

:: JAEHRLICH 20 M. ::

HEFT 1 ERSCHEINT AM 14. JUNI

MARQUARDT & C<sup>IE</sup>, BERLIN W<sup>50</sup>, EISLEBENERSTR. 14

## Gebildete Menschen

beurteilen das von  
Dr. med. M. Bonnefoy  
geschriebene

Buch:

*Die Gefühls- u. Gemüths-  
krankheiten, ihre Diagnose, -  
- - - - -  
- - - - -*

als  
eine ernste,  
bedeutsame und  
wirklich lesenswerte  
Neuerscheinung. —

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen  
od. direkt (Briefm.) vom Verfasser

Dr. M. Bonnefoy, Gené (Schweiz) 12

Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.

Bestellungen  
auf die

## Einbanddecke

zum 58. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergolde-ter Pressung etc. zu  
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
entgegengenommen.

**Westerland auf SYLT** Die Königin der Nordsee

Besucherzahl:  
**25000**

**Familienbad**

Stärkster Wellenschlag der Westküste

Illustr. Prospekte versendet die Badedirektion Westerland.

## Das Alter sei ein Vorurteil, sagt Buffon

mit 50 habe man ein begründetes Unrecht auf 99 Jahre. Verbindung: Guter Stoffwechsel und gute Verdauung. Mittel: deren Schwerm und Förderer, die kohlensäure- und wasserhaltige, vorwiegend und heilend bei Gicht, Nervenkrankheiten, Magen- und Darmliden. Wissenschaft. Heft: Wesen und Wirkung der Weinsäure durch

Brunnen-Verwaltung, Riedrich.

# Nordlandfahrten

## Dreizehntägige Erholungsfahrten

In die Nordische Alpenwelt mit dem eigens für diesen Zweck erbauten neuen Doppeldeckerdampfer „Meteor“ ab Hamburg 18. Juli, 3. Juli, 18. Juli, 3. August, 18. August.

Besucht werden: Cöde, Bergen (Überlandreise via Wollungen und Etalheim nach Gudvangen), Gudvangen, Selholmen, Molde, Raas, Deansheim, Verrat, Hellefult Cie, Raem. Herrliche Hotel durch die malerischen Fjorde mit stets wechselndem Panorama.

Bahnpreise, je nach Lage des Schlafplatzes, von **250 Mark** an aufwärts.

Die Reisekosten, im Durchschnitt pro Tag berechnet, sind kaum höher als die täglichen Aufschlagskosten in einem erstklassigen Hotel eines besuchteren Kurortes. Ein Hotel liefert aber nur Wohnung und Mahlzeiten, während auf dem „Meteor“ neben diesen beiden auch noch die Befriedigung geboten wird.

Näheres enthalten die Prospekte.

**Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Verrathmannsreisen, Hamburg.**



# Busch

## Prisma- Binocles. Weltmarke.

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko,  
Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

# Villa Siemens

zu Bad Harzburg

ist zu verkaufen oder zu verpachten  
(mit Inventar).

Comfortable Inneneinrichtung, prachtvoller Park von 12,000 qm Größe  
Forellenteiche, Spielplätze, Wirtschafts-, Gärtnerhäuser und Pferdestall, herrliche  
Lage in einem Waldtal am Fusse des grossen Burgberges.

Anfragen beantwortet: **Rud. Stolle, Harzburg** oder die **Siemenssche  
Verwaltung, Berlin SW., Askanischer Platz 3.**

**Kurhaus** von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen  
für chronische Verdauungsstörungen

Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**  
nach wissenschaftlichen Methoden.

Prospekte auf Wunsch.

Villa Olga, Bad Kissingen.



## Weg mit den plumpen!

Wollen Sie Ihre Beinverkürzung unsichtbar  
machen und tadellos gehen, so verlangen Sie  
gratis und franko Broschüre F. 16. **Acker &  
Gerlach, Continental Extension Mig., Frank-  
furt a. M., Wien.**



### Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei vom Verlag der **Grünen Blätter**,  
in Mainberg b. Schonungen (Unterfranken) betreffend

## Die Blätter zur Pflege Persönlichen Lebens

von Dr. Johannes Müller.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.



# MALVTENSILIEN

Oel-, Aquarell- und Temperafarben  
in den bekanntesten Marken

Münchener, Leipziger und Brüsseler  
Malleinen — Aquarellmalkasten

Oelmalkasten — Feldstaffeleien

Feldstühle — Malschirme — Zeichen-  
und Pauspapiere in Bogen und Rollen

Engl. Whatmanpapiere

# KAVFHAVS DES WESTENS

# Ueber 120,000

Abonnennten hat das Berliner Tageblatt erreicht und ihre Zahl ist fortgesetzt im Steigen begriffen. Eine solche Zahl läßt die Bedeutung erkennen, die dem Berliner Tageblatt in den weitesten Kreisen beigegeben wird und durch die es längst die **gelesenste** der liberalen Zeitungen ganz Deutschlands wurde. Jeder Abonnent des

## Berliner Tageblatt

erhält wöchentlich 6 wertvolle Beiblätter gratis, und zwar jeden Montag: „Zeitgeist“, wissenschaftliche, feuilletonistische Zeitschrift; jeden Mittwoch: „Technische Rundschau“, illustrierte polytechnische Fachzeitschrift; jeden Donnerstag: „Weltspiegel“, moderne illustrierte Halbwochen-Chronik; jeden Freitag: „Alk“, farbig illustriertes satirisch-politisches Witzblatt; jeden Sonnabend: „Haus Hof Garten“, illustrierte Wochenschrift für Garten und Hauswirtschaft; jeden Sonntag: „Weltspiegel“, moderne illustrierte Halbwochen-Chronik. Alle 7 Blätter zusammen kosten nur

# monatlich 2 Mark

## Schriftsteller

||| Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Haasen-stein & Vogler A.-G., Leipzig.

## Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

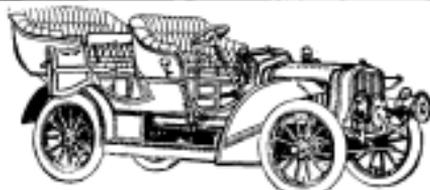
15. Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

**ALKOHOL****POPE** Pferdestärke  
500,— M. compl.

mit Benzol

50 % Betriebsersparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

**Kurhaus Schloss Tegel** bei Berlin.Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.  
Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.Arbeits- und  
Beschäftigungskuren.**Dr. J. Marcinowski.****Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft**

Tel. III 3047 u. 3048.

**BERLIN C. 2, Burgstr. 26.**

Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.



Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unserm 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

„Züst“ München

Clemensstr. 27

„Züst“ Berlin

Unter den Linden 42

„Züst“ Stuttgart

Königsstr. 14

# Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

**An- und Verkauf von Grundstücken**

9-4 Uhr.

## Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kassenabteilung  
Abteilung für  
Actien ohne  
Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr., Hannover.

Essener Niederlassung: Münzenheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf, Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover  
Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 1053  
Hannover 55, 2096, 2614.

Spezialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Verb.)	Wkt. %	Verk. %	(unt. Verb.)	Wkt. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie .....	107	114	„Meanja“ Pflanzungsges. A.-G. ....	—	87
Borneo-Kautschuk-Compagnie .....	—	100	Molivi Pflanzungsgesellschaft .....	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft .....	—	125	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Act. ....	92	100
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges. ....	16	21	Salata Samoa-Gesellschaft .....	—	101
Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant. ....	101	105	Samoa-Kautschuk-Comp. A.-G. ....	—	98
do. Vorz.-Ant. ....	101	105	Sakarre-Kaffee Plantagen-Akt. ....	—	15
Deutsche Hdtl.-u. Plant.-Ges. d.S.-L. ....	170	178	Usambara-Kaffeebauenges., St.-Ant. ....	26	31
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafrik. ....	180	188	Westafrik. Pflanzungs-Gesell- schaft „Bibundi“, St.-Ant. ....	66	74
Deutsche Samoa-Gesellschaft .....	80	87	do. Vorz.-Ant. ....	80	99
Jaluit-Gesellschaft .....	295	315			
Kamerun-Kautschuk-Compagnie .....	—	100			

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. Abgeschlossen 7. Juni 1907.

## Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass.,  
Kornf. Vortreffl. mediz. Einrichtung. Für Erholungs-  
bedürftige. Innere- und Nervenkrankh.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.

Chelazet:

Dr. Wiszlianski.

bei München

im Isartal.

## Ebenhausen

## Berliner Terrain und Bau Aktiengesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1906.

Aktiva.	M.	⊕
Berliner Grundstücke und Ge- bäude-Conto .....	3989106	70
Terrain-Conto Steglitz .....	8983425	41
Pau-Conto .....	135611	48
Bau-Inventar-Conto .....	1	—
Bureau-Inventar-Conto .....	1	—
Versicherungs-Prämien-Conto .....	809	32
Kautions-Effekten-Conto .....	244831	06
Effekten-Conto .....	252583	—
Aktiv-Hypotheken-Conto .....	200000	—
Conto-Corrent-Conto .....	540186	13
Casse-Conto .....	15058	72
	18761615	82

Pa-siva.	M.	⊕
Aktien-Kapital-Conto .....	7500000	—
Reservefonds-Conto .....	1124334	37
Hypotheken-Conto I .....	2430000	—
Hypotheken-Conto II .....	5100000	—
Terrain-Conto Steglitz .....	1406093	80
Kautions-Conto .....	244831	06
Bauzinsen-Conto .....	960	—
Conto-Corrent-Conto .....	252336	79
Gewinn- und Verlust-Conto .....	608460	30
	10761615	82

Die Auszahlung von **M. 120.—** für  
jeden Dividendenschein No. 3 erfolgt vom  
heute ab bei der **Gesellschaftskasse** und  
bei dem **Bankhause Carl Neuburger**,  
hier selbst, Französischestr. 14.

Berlin, den 6. Juni 1907.

**Berliner Terrain und Bau  
Aktiengesellschaft.**  
Schreiber. Sydow.

Kein Kranker und Nervenschwacher  
lasse unversucht die

## Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Moszinskysstr. 6.

Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder  
seine Kur im eigenen Heim ohne Beru-  
störung machen kann. Prospekte über Selbst-  
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-  
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

## Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Eisenlinie: Warmbrunn-Schreibberau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

## Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,  
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit  
eingerrichtet. Windgeschützte, nebel-  
freie, nachholzreiche Lage. Seehöhe  
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres  
Dr. med. Bartsch, dir. Arzt oder  
Administration in Berlin S.W.,  
Möckerstr. 115.

# Allgemeine Ausstellung von Erfindungen

der Kleinindustrie (räumlich kleiner Erfindungen).

Berlin, Sommer 1907. <<<<<

Ausstellungshallen <<<<<<

am Zoologischen Garten. <<

Eröffnungstag: 29. Juni 1907.

## Anmeldeschluss am 15. Juni 1907.

Prospekte, Drucksachen und  
alle weiteren Auskünfte er-  
teilt die Geschäftsstelle,  
Berlin, Hardenbergstrasse,  
:: :: Ausstellungshalle. :: ::

### Ehrenkomitee und Arbeitsausschuss:

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.

**Ballin**, General-Direktor der Hamburg-Amerika-Linie; **Jos. Beytner**, General-Direktor, Hannover; **Emil Blumenfeld**, i. Fa. Gebr. Bauer; **Freiherr von Brandenstein**, Direktor der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken; **Prof. Dr. Busley**, Geheimer Regierungsrat; **Georg W. Buxenstein**, Kommerzienrat; **Hans Dominik**, Ingenieur; **Richard Ermeler**, i. Fa. Wilhelm Ermeler & Co.; Direktor Exvald, Berlin; **Prof. Dr. Flamm**, Geheimer Regierungsrat; **Carl Flohr**, Kommerzienrat; **Carl Gause**, Kgl. Baurat; **M. Gittel**, Geheimer Regierungsrat, i. Schriftföhrer der Polytechnischen Gesellschaft; **L. M. Goldberger**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Max Hamburger**, Prokurist der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft; **Prof. Dr. Heinecke**, Geheimer Regierungsrat, Direktor der Königlich-n Porzellan-Manufaktur; **E. Heipcke**, Fabrikdirektor, Gasmotoren-Fabrik Dents (Rhein); **R. Henneberg**, Kommerzienrat; **Hilger**, Geheimer Bergrat; **Prof. Dr. Hofmann**, Geheimer Regierungsrat; **Dr. Paul Jeserich**, i. Vorsitzender der Polytechnischen Gesellschaft; **Dr. Martin Kallmann**, Stadt-Elektriker und Privat-Dogent, Berlin; **Dr. B. Alexander-Katz**, Patentanwalt; **Heinrich Kleyer**, Kommerzienrat, Frankfurt a. M.; **Prof. Dr. A. Korn-München**; **H. H. Korn**, Patentanwalt; **Prof. Dr. Krämer**, Berlin; **J. Löwer**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Levin-Stölping**, Assessor a. D.; **F. Lüderke**, Kommerzienrat; **Prof. Dr. A. Njetha**, Geheimer Regierungsrat; **Nichterlein**, Fabrikdirektor; **Oscar Oliven**, Direktor der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Berlin; **Dr. Heinz Potthof**, M. D. R. Syndikus des deutschen Werkmeisterverbandes; **Eugen Protzen**, Kommerzienrat; **Louis Ravené**, Geheimer Kommerzienrat; **Prof. Dr. Rietschel**, Geheimer Regierungsrat; **Dr. Ernst Schön**, Kaiserlicher Regierungsrat; **Dr. Eduard Simon**, Kommerzienrat, i. Fa. Gebr. Simon; **Dr. G. Stresemann**, M. D. R., Syndikus des Verbandes der sächsischen Industriellen; **H. Tolcksdorf**, Patentanwalt; Vorsitzender der Vereinigung deutscher Patent-Anwälte; **Otto Wenzel**, Direktor der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie; **Dr. Ing. Wiegand**, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Bremen; **Dr. W. Will**, Geheimer Regierungsrat; **Albert Willner**, Direktor der Ausstellungshalle G. m. b. H.; **Wirth**, Geheimer Kommerzienrat; **Prof. Dr. Otto N. Witt**, Geheimer Regierungsrat.